

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339754](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339754)

ward verm. den 1 Nov. 1802 mit dem, den 16 Juni
bei Menappe gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm
zu Braunschweig.

- 1) Weib. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb.
den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1813 zu Rastatt.
— Höch dessen Gemahlin und noch lebende Wittwe:
Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb.
den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame
des kaiserl. Brasilianischen Säkretz-Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9. Novbr. 1830 mit dem Grägen Grafen
von Bafa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813,
verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbring
von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept.
1811.
3) Marie Amal. Elifab. Carol., geb. den 11 Okt. 1817.
4) Weib. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept.
1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-
Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroß-
herzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Zum Jahreswechsel.

Ein Jahr ist zur Vergangenheit verschwunden,
Es bot uns heitern, bot uns rauhen Pfad,
Und wenn wir kräftig uns zurecht gefunden,
Erwuchs auf beiden Pfaden Himmels-Saat.

Denn ob des Lebenswege wirr sich halten,
Ob hier der Kampf und dort die Sorge mahnt,
Wir zagen nicht vor ird'schen Schreckgestalten,
Ist nur nach oben uns der Weg gebahnt.

Wie oft hat Gott uns aus der Noth erhoben! —
Er wird auch ferner uns zur Seite stehn;
Der Zukunft Schleier, sei er dicht gewoben,
Läßt immer doch uns Gottes Auge sehn!

Der Wanderer zum neuen Jahrs.

Zum 36sten Male kehrt nun der Wanderer
mit seinem Ränzchen auf dem Rücken und den
Wanderstab in der Hand, bei seinen geneigten
Lesern ein, und hofft durch die Erfahrungen,
die er auf seinen mitunter sehr beschwerlichen
Wegen seither gemacht hat, und wovon er hier
Verschiedenes zu erzählen gedenkt, auch dieses
Jahr wieder eine gute Aufnahme bei seinen
alten und neuen Bekannten zu finden.

Der Wanderer sagt gern die Wahrheit, kann
sie aber auch selbst vertragen und betet deshalb
täglich zu seinem Gott, daß er ihm dafür den
Kopf und das Herz offen halte. — Der Wan-
derer meint aber nicht, daß er allein Alles wisse;
wenn sonst Jemand, wer es auch immer sei,
einen geschickten Einsall, oder ein nützlich —
auch ein possierlich Stückchen zum Besten hat,
der kann es zum Nutzen und Frommen oder
zum Vergnügen des Volkes bei ihm an den Mann
bringen. —

Für das neue Jahr nun trägt der Wanderer
zwar viele Wünsche auf dem Herzen, er will
aber nur vier hier anführen.

Zuerst wünscht er seinen Lesern Muth —
und zwar den Freimuth der Wahrheit, der, wo's
gilt, nicht hinter dem Berge hält, sondern frei
herausgeht, kein Blatt vor den Mund nimmt,
und nicht lange fragt, ob's Beifall finde oder
Verdruß darnach komme; — er wünscht ihnen
den Muth der Pflichttreue, zu allen Zeiten ihre
Pflicht zu thun auf der Stelle, wo Gott sie hin-
gestellt hat, unbekümmert, ob und wann es ihnen
gedankt werde, wie es in einem alten bekannten
Spruche heißt: „Thue das Gute und wirf es
in's Meer, sieht's auch der Fisch nicht, sieht's
doch der Herr.“

Wenn so der rechte Muth da ist, wird auch
die rechte Thätigkeit nicht fehlen, die un-
verdrossene, anspruchlose, ausdauernde, die das
Kleine nicht gering achtet, und für das Große
bereit ist, nicht unstät bald in dieser, bald in
jener Richtung geschäftig, sondern stets auf das
eine für Recht erkannte Ziel hinwirkend, wie
der Dichter will:

Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste deutend,
Thätig, treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nie vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Dazu gehört aber vor Allem Geduld, denn
wir müssen wieder lernen, was man in den
letzten Jahren fast vergessen hatte: „gut Ding
will Weile haben,“ und „Rom ward nicht an
Einem Tage erbaut.“ Wer muthig und redlich
gearbeitet hat an dem ihm obliegenden Tage-
werke, der muß auch erwarten können, bis der
ausgestreute Saamen Wurzel schlage und Frucht
bringe, wie Jakobus Cap. 5, V. 7. schreibt:
„So seid nun geduldig, meine Brüder, bis auf

die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die löbliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfangen den Frühregen und Spätregen.

Und so kommt der Wanderer denn auf das Letzte und Beste, was er für's neue Jahr zu wünschen hat, nämlich einen gnädigen Gott! — Den haben wir freilich wie das tägliche Brod, auch ohne unser Gebet und Wünschen, und er hat sich uns auch im vergangenen Jahre wahrlich nicht unbezeugt gelassen, sondern mehr als einmal die Herzen der Menschen wunderbar geleitet und uns mit unsichtbarer aber starker Hand geleitet; dennoch müssen wir wünschen, daß unter uns mehr und mehr die Wahrheit erkannt werde: „An Gottes Segen ist Alles gelegen.“ Daß wir die rettende Hand des Erhalters der Welt, die er uns jetzt wie sonst durch sein Wort entgegenreicht, freudig ergreifen, daß wir die von dem wüsten irdischen Treiben verwirrten Blicke wieder mehr und mehr nach Oben richten und klären, — daß wir wieder aus ganzer Seele singen lernen:

Sohn des Vaters, Herr der Ehren,
Eins wollst Du mir gewähren,
Eins, das mir vor Allem fehlt,
Das aus Deiner Gnadensfülle
Milde Ruhe, sanfte Stille
In das laute Herz mir quille,
Das sich stets mit Eitelum quält.

Du ja trachtest aller Orten
Uns mit Deinen Liebesworten
Ueberschwänglich zu erfreu'n.
Aber vor dem lauten Loben,
Das von unten sich erhoben,
Kann der milde Laut von oben
Nicht in unsre Herzen ein.

Wie Maria Dir zu Füßen
Will ich sitzen und genießen,
Was Dein Mund von Liebe spricht.
Eitelkeit und Eigenwille,
Leid und Seele, schmelzet stille!
Komm, o Seelenfreund, erfülle
Mich mit Deinem heil'gen Licht!

Der Wanderer.

Das Hemd ist näher als der Rock.

Mit der Abbildung: Familienglück.

Abseits von der Straße — denn um zu ihm zu gelangen, mußte man erst durch den Garten gehen — lag das Häuschen Herrn Baptist Heinzelmann's, ehrsamem Bürger's und Tischlermeisters in Bernau, einem nahrhaften Städt-

chen im mittlern Deutschland. Still und verborgen, wie das wahre, ächte Glück, das man im Herzen trägt, lag das Haus im Schatten grüner Bäume und Sträucher. An den Wänden empor bis über das Dach hinauf rangten üppige Weinreben, so dicht und schattig, daß die Vögel darin nisteten und Abends ihre Schlummerstätte unter den schützenden Blättern suchten. Weiter war aber auch kein Schmuck und Zierath an dem Gebäude zu entdecken, obgleich Meister Heinzelmann sich in sehr guten Verhältnissen befand. Wie er es vom Vater u. Großvater überkommen, so stand das Haus noch — einstöckig, derb und solid erbaut. Aus dem Garten trat man in den geräumigen Hausflur, dem gewöhnlichen Tummelplatze für die Kinder, von dort in die Wohnstube, und von dort in die große Werkstatt, wo Meister Heinzelmann Jahr aus Jahrein seine zehn bis zwölf Gesellen beschäftigte, die Lehrburschen gar nicht zu rechnen. Sein Geschäft stand in der schönsten Blüthe, und die Leute in der Stadt kamen am liebsten zu ihm, wenn sie Einkäufe und Bestellungen zu machen hatten. Seine Arbeit war geschmackvoll und dauerhaft, und, was die Hauptsache war, er übertheuerte Niemand, das behagte den Leuten, und deshalb scheuten sie den Weg zu Meister Heinzelmann nicht, obwohl sein Haus, wie gesagt, ein wenig abseits und aus dem Wege lag.

Was dem Hause an Prunk und Staat abging, das ersetzte reichlich die Zufriedenheit und das bescheidene, und doch so hohe Glück, welches darin eine Stätte gefunden hatte. Frei von Sorgen aller Art verlebte Meister Heinzelmann seine Tage im Kreise seiner Familie. Der Himmel hatte ihm ein gutes, hübsches, verständiges Weib bescheert und drei muntere gesunde Kinder, an denen sein ganzes Herz hing. Man konnte nichts Reizenderes, nichts Glücklicheres sehen, als diese Leutchen, wenn sie sich des Abends nach einem Tage voll Geschäftigkeit und Arbeit versammelten. Um sieben Uhr machte Meister Heinzelmann Feierabend, und entließ seine Leute. Das Geräusch der Sägen, der Hobel, der Hämmer verstummte, und stille friedliche Ruhe kehrte in das Haus ein. Vater Heinzelmann zog seine bequeme Hausjacke über, stopfte sich ein Pfeifchen und suchte die Seinigen auf, die er, im Sommer wenigstens, fast immer im Garten oder im Flur bei der geöffneten Hausthür fand, von wo aus man den Garten mit seinen duftenden, bunten Blumen übersehen konnte. Die Frau nickte ihm lächelnd zu, die Kinder flogen ihm entgegen

und klammerten sich an seine Hände — Freude, Zufriedenheit und Glück lachten ihm entgegen. Er umarmte und küßte die Kinder, setzte sich zu ihnen, und hörte auf ihr munteres Geplauder oder sah ihren unschuldigen Spielen zu, in die er sich nicht selten mit einmischte. Die Frau besorgte indes das einfache Abendbrod, und war es verzehrt, so setzte man sich in die Laube, und sprach von den kleinen Ereignissen des Tages. Es gab immer etwas zu erzählen, bald von den Kindern, bald vom Haushalte, bald vom Garten, oder von sonstigen Dingen. An Stoff zum Plaudern fehlte es nie, und so einfach, so bedeutungslos es häufig sein mochte — die treue Liebe, welche die ganze Familie mit einander verband, verlieh dem Einfachsten und Unscheinbarsten Bedeutung und Interesse. Vater, Mutter, Kinder — sie waren zufrieden und fanden Genüge in ihrem stillen, häuslichen Kreise, in dem das laute Geräusch der Welt von außen nicht eindrang. Und worin besteht das Glück weiter, als in Genüge und Zufriedenheit? Wer die besitzt, braucht nach nichts Anderem zu fragen, und soll es auch nicht. Hätte Meister Heinzelmann das bedacht, er würde sich viel Verdruß und Aufregung erspart haben.

An einem schönen Sommerabende trat Meister Heinzelmann, wie gewöhnlich aus seiner Werkstatt, zog die Hausjacke über, brannte seine Pfeife an, und schritt in den Hausflur, von wo ihm frohes Gelächter und helle Ausrufe der Freude entgegen schallten. Leise näherte er sich der offenen Hausthür, die ihm die Gestalten seiner Frau und Kinder verbarg, lehnte sich bequem darüber hinweg, und schaute lächelnd dem Spiele seiner Kleinen zu. Die Mutter, das jüngste kleine Mädchen auf dem Schooße, saß auf der Schwelle, Fritz und Hänschen kauerten neben ihr auf dem Boden. Alle hatten ihren tausend Spaß an den jungen Käzchen, die erst vor wenigen Wochen zur Welt gekommen. Fritz hatte ihnen ein Stückchen buntes Zeug zum Spielen hingeworfen, dasselbe aber weislich an eine Schnur befestigt, um es allezeit wieder in seine Gewalt zu kriegen. Wie junge Käzchen sind, sie sprangen, sie haschten mit possierlichen Wesen nach dem Köder, und wenn sie nun glaubten, sie hielten ihn fest zwischen ihre Pfötchen — dann ein Kuck — und dorthin flog die Beute, der sie mit alberner Verwunderung nachblickten. Da gab es was zu lachen und zu janzzen, und selbst die Mutter, erfreut über die Freude ihrer Kinder, lachte und jubelte mit, und trug Sorge,

daß Mimi, die alte Katzenmutter, das hawmlose Spiel nicht durch täppisches Zufahren störte.

Ein Weildchen blieb der Vater still stehen, und ergötzte sich, unbemerkt von den Uebrigen, an ihrem Treiben. Aber dann machte er plötzlich ein verdrießliches Gesicht und sagte: „Gernug, Kinderchen! Laßt die Käzchen laufen und kommt zu Tische. Das Essen ist doch fertig, liebe Frau!“

Die Kinder dachten schon nicht mehr an die Käzchen, als sie die Stimme des Vaters hörten. Sie sprangen auf, wie sonst, und eilten auf ihn zu, jubelnd und mit freudeglänzenden Augen. Aber nicht, wie sonst, herzte und küßte sie der Vater — er grüßte sie kurz und eben so kurz seine Frau, die, das Kleinste auf dem Arme, ihm freundlich entgegen trat und die Hand reichte.

„Baptist, lieber Mann!“ sagte sie — „wir haben schon viel Spaß gehabt heute — du sollst nur sehen, wie prächtig unser Fritz mit den Käzchen umspringen kann! Aber was ist dir denn — du siehst verdrießlich aus! Hast du Aerger gehabt?“

„Nun, Aerger gerade nicht,“ erwiderte Baptist — „und doch — als ich Euch da so vergnügt sitzen sah, hat es mich verdrossen, daß ich dem Meister Vollbracht versprach, in die Stadt zu kommen. Ich bliebe jetzt lieber bei Erch daheim.“

„In die Stadt, Baptist? Heute noch?“ fragte Frau Margarethe verwundert. „Was hast du noch dort zu thun?“

„Ei, es ist wegen städtischen Angelegenheiten,“ antwortete Baptist, „ich weiß selbst nicht recht, was für welche — habe gar nicht ordentlich danach hingehört, was mir Meister Vollbracht sagte — und versprach endlich, ich wolle auf ein Stündchen kommen, nur, damit ich ihn los würde. Weißt ja, Margarethe! ist eigentlich kein sonderlicher Freund von mir, der Schlossermeister — indes, versprochen ist versprochen, und Wort halten muß ich. Laß uns darum bald essen — je bald er dort, desto bald er auch wieder zurück.“

Frau Margarethe sagte nichts, obgleich's ihr auf dem Gesichte lag, daß ihr der Ausgang des Mannes am Abend gar nicht gelegen kam. Sie ging, und trug das Abendessen auf. Meister Baptist verzehrte hastig einige Bissen und stand dann auf, um den Rock überzuziehen.

„Adieu, Margarethe!“ sagte er — „gute Nacht, Kinder! Ich denke, ich werde bei Zeiten wieder heim sein, Frau!“

Familienglück.



das hant
fahren für
er fill
den Uebrig
machte er plig
und sagte: -G
den laufen unt
ü doch fertig
mit an die
des Wort hie
ont, und ein
freudeglänzen
berzte und läst
sturz und eben
leinste auf die
m trat und h
agte sie - ei
reute - du sch
Frig mit h
ber was ist h
Hast du Berg
ermiderte Ba
da so vergan
dass ich die
die Erde p
sch daheim.
nach P. frage
Was hast
Angelegenheit
elbst nicht zu
nicht ordent
keister Vollbr
ich wolle a
damit ich in
th! in eozent
mir, der Schö
en ist verbroch
s und darum heb
älter auch mehr
abgleich i ihr
der Hügeng
ist gelegen kan
essen auf. Mo
unge Wissen u
überzuziehen.
er - gute die
bei Zeiten w

„Geh nur,“ erwiderte sie mit freundlichem Blick. „Ich erwarte dich. Bleibe nicht all zu lange.“ Baptist versprach es und ging. Betrübt sah Frau Margarethe ihm nach. Es war der erste Abend seit ihrer Verheirathung, daß sie allein zu Hause war. Als die Gartenthür hinter Baptist zuschlug, erschrak sie und fuhr mit der Hand über die Augen, aus denen sich unwillkürlich eine Thräne gedrängt hatte. Gleich darauf aber sagte sie zu sich selbst: „Thörichtes Herz! Was ist denn weiter, wenn er dich einmal allein läßt. Dst wird es nicht kommen, denn er liebt mich ja und die Kinder. Wie kann man nur so albern sein!“

So sprach sie und zwang sich, ein heiteres Gesicht zu machen, und mit den Kindern zu plaudern und zu spielen, wie sonst. Aber die rechte Fröhlichkeit, die wie ein heller klarer Quell dem sorglosen Herzen entspringt, wollte sich nicht bei ihr einfinden. Früher als sonst brachte sie die Kleinen zur Ruhe, setzte sich an's Fenster, und schaute still in den Garten hinaus, welchen der Mond mit seinem bleichen Lichte wie in einen silbernen Schleier einhüllte. So wartete sie der Rückkehr ihres Mannes. Um zehn Uhr hoffte sie, werde er kommen — aber es schlug eif, er war noch nicht da — noch eine bange halbe Stunde verging — endlich kam er. Sie hörte seinen Schritt schon von weitem, hörte die Gartenthür knarren, und flog ihm entgegen.

„So spät — du böser Mann!“ sagte sie freundlich, aber doch mit einem leisen Vorwurfe im Klange der Stimme.

„Ich konnte nicht anders, liebes Weib,“ erwiderte Baptist, der sichtlich ein wenig aufgeregt war. „Du hättest nur dabei sein sollen! Man hat mir viel Ehre erwiesen, und als ich so gegen zehn Uhr fort wollte, redeten mir Alle zu, ich möge doch bleiben, sie gäben etwas auf meine gewichtige Stimme, und so — ich konnte wirklich nicht fort. Aber du hättest dich doch zur Ruhe legen sollen, Margarethe.“

„Nah, ich war nicht müde, gar nicht,“ erwiderte die Frau. „Aber komm nur — du bist erhitzt, und die kühle Nachtluft möchte dir schaden.“

Liebevoll zog sie ihn in das Haus hinein und hörte geduldig zu; wie er von den Dingen erzählte, die in der Stadt besprochen worden waren, und wie er fast in allen Sachen durch seine Ansicht den Ausschlag und die Entscheidung gegeben habe.

„Nur eins verdriest mich,“ sagte er zuletzt, „ich habe versprochen müssen, wiederzukommen. In der Woche zwei Abende sind festgesetzt, wo

wir uns versammeln sollen, und da alle dafür stimmten, so konnte ich auch nicht gut nein sagen. Indes — es sind nur zwei Abende, und lange wird die Geschichte wohl keinen Bestand haben.“

War Margarethe schon am Abend erschrocken gewesen — jetzt erschrak sie doppelt. Ihr stilles Glück schien auf einmal von einer großen Gefahr bedrohet zu werden — sie zitterte, daß ihr Gatte Geschmack an dem Leben außer dem Hause und außer der Familie finden könne, und sie war klug genug, die Folgen davon zu berechnen. Dennoch schwieg sie — einmal war sie zu bestürzt und suchte vergebens nach Worten, und dann wußte sie auch, daß Baptist, wenn er einmal ein Versprechen gegeben hatte, dieß unter keiner Bedingung brechen würde. Aber um so tiefer empfand sie den Kummer in ihrem Herzen, und zum ersten Male seit ihrem Hochzeitstage geschah es, daß ihr Kopfkissen Nachts von ihren Thränen benetzt wurde. Aber dem Gatten verbergte sie ihren Kummer — sie hoffte, daß die alte liebe Gewohnheit ihr Recht behaupten, und ihm bald die außer dem Hause zugebrachten Abende verleiden werde.

Aber so klug und verständig Frau Margarethe war, hierin täuschte sie sich. Anfangs freilich ging Baptist nur ungern und mit Widerstreben aus dem Hause — aber allmählig verschwand dieser Widerwille — und zuletzt sehnte er sogar die Stunde herbei, die ihn in den Kreis seiner Freunde führte. Er war ein Mann mit hellem Verstande, wußte seine Worte zierlich zu setzen, seine behagliche Wohlhabigkeit verlied ihm auch einiges Gewicht, und so ging es auch natürlich zu, daß er sehr bald den Ton in seiner Gesellschaft angab, und seine Aussprüche gleich Drakeln aufgenommen wurden. Das schmeichelte seiner Eitelkeit, die hier volle Befriedigung fand, und es dauerte gar nicht lange, so wunderte er sich im Stillen, daß er so viele Jahre ganz zurückgezogen und ohne allen Verkehr mit der Außenwelt habe leben können. Die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart, um die er sich sonst niemals bekümmert hatte, fingen an ihn lebhaft zu beschäftigen; er las Zeitungen, Journale, Broschüren, und wurde im Umsehen ein großer Politiker — wenigstens in seinen eigenen Augen und denen seiner Gesellschafter. Der Zauberkreis seines stillen zufriedenen Glückes war gebrochen. Baptist selbst hat ihn gesprengt, ohne es zu ahnen, was er damit zerstörte. Er hielt sich für glücklicher als je, und sah nicht, daß er den Frieden seines Hauses gertrimmert hatte.

Margarethe sah es und fühlte es. Sie grämte sich insgeheim — die Abende, wo sie allein zu Hause saß, waren traurige und betrübende für sie — und endlich, als Baptist seine Ausgänge nicht einstellte, wie sie anfänglich gehofft hatte, sondern vielmehr sie herbeisehnte, endlich faßte sie sich da ein Herz, und bat ihn, sie nicht mehr zu verlassen.

„Aber warum nicht?“ erwiderte Baptist. „Wir thun ja nichts Böses — wir besprechen uns nur über das Wohl der Stadt und des Staates. Es muß Vieles anders werden, wenn es besser bei uns werden soll, Margarethe! Aber paß auf, es wird kommen!“

„O, Baptist, was geht dich die Stadt und der Staat an?“ entgegnete Frau Margarethe. „Deine Familie, das ist deine Stadt und dein Staat. Wenn du in ihr und mit ihr rechtst, so bist du der beste Staatsbürger. Bedenke wohl: „Das Hemd ist näher als der Rock!“

„Aber was willst du damit sagen, Frau?“ sagte Baptist ein wenig gereizt. „Erfülle ich etwa meine Pflicht nicht?“

„Richt mehr so, wie sonst, lieber Mann,“ erwiderte Frau Margarethe. „Nimm mir's nicht übel, Baptist, aber mein Herz und Gewissen drängt mich — ich muß dir's sagen: Du vernachlässigst deine Geschäfte ein wenig! Erst gestern, weißt du — der Herr Geheimerath wollte den Schrank gern noch haben — aber du — um fünf güngst du, und der Schrank blieb stehen!“

„Ach was,“ sagte Baptist ärgertlich, „ich hatte in der Stadt zu thun — wir wollten eine Eingabe an den Magistrat machen wegen des Steinpflasters — ohne mich geht das nicht — und der Geheimerath wird den Schrank auch heute noch gebrauchen können!“

„Rein, lieber Mann,“ antwortete Frau Margarethe — „vorhin schickte er — er sei nun schon versehen — siehst du, nun bleibt der Schrank unverkauft stehen!“

„Der Geheimerath ist ein alter Narr!“ fuhr Baptist verdrießlich heraus. Diese Aristokraten — immer wollen sie uns rechtchaffenen Bürgerseuten auf dem Rücken sitzen! Aber nur Geduld! Die Reihe wird auch einmal an uns kommen!“

„Aber, lieber Mann,“ sagte die Frau sanft, „der Geheimerath war immer sehr artig und freundlich gegen dich, und es ist ja nicht seine Schuld, daß der Schrank nicht zu rechter Zeit fertig war. Hättest du auf das Hemd gesehen, statt auf den Rock, dann wäre der Verdruß dir erspart worden. Verstehest du, dein Geschäft,

das ist dein Hemd, und das Straßenpflaster, das ist der Rock!“

„Ach, ich verstehe wohl, wie du's meinst,“ erwiderte Baptist; „ich verstehe noch ganz andere Dinge! Aber du verstehst mich nicht! Der Mann ist für das Allgemeine, das Große geschaffen — sein Geist reicht über den Kreis der beschränkten Häuslichkeit hinaus! Laß du mich nur machen, und mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen und die du nicht begriffst!“

Frau Margarethe sah wohl, daß ihre Worte nichts fruchteten; also schwieg sie. Aber ihre betrübte und niedergeschlagene Miene sprach lauter, als ihre Worte, zum Herzen ihres Mannes. Baptist fand, daß sie mit ihrer Ansicht doch nicht ganz Unrecht habe, und machte sogar einen Versuch, sich von seiner Gesellschaft mehr zurück zu ziehen und wieder häuslicher zu werden. Der Versuch mißlang. Eitelkeit und Sucht zu glänzen führten ihn bald wieder auf seine Abwege zurück, und bald sollte es noch schlimmer kommen.

Die französische Revolution brach aus — die Republik wurde erklärt — wie ein Funke in ein Pulverfaß fielen die Nachrichten von diesen Ereignissen in die Herzen der Völker Deutschlands — Schlag folgte auf Schlag — die Gemüther erhitzten sich — fast jede Stadt spielte ihre kleine Revolution mit. Das war etwas für Meister Baptist Heinkelmann. Man berief ihn an die Spitze der demokratischen Partei — er wurde das Haupt eines revolutionären Clubb's — er hielt Reden voll Feuer und Flammen — die Menge jauchzte ihm zu, trug ihn auf den Händen — er berauschte sich in seinen Triumpfen — wurde Rath bei der Stadt — ein großer Mann, Volksführer — es hätte nicht viel gefehlt, er wäre Landtags- Abgeordneter geworden und als Volksvertreter nach Berlin in das Parlament geschickt. Meister Baptist schwamm in Wonne — Frau Margarethe schwamm in Thränen. Ihr Mann triumphirte — sie saß daheim und weinte. Ihr Mann ging stolz einher und strahlte vor Freude — sie war voll Traurigkeit und das Gefühl des Glückes schien auf immer aus ihrem Herzen geschwunden.

Meister Baptist schien ganz und gar verwandelt. Um sein Geschäft bekümmerte er sich nicht mehr, sondern überließ es seinen Gehülfen. Frühmorgens ging er aus, um seinen neuen Beruf als Führer des Volks zu erfüllen und für dessen Glück thätig zu sein. Daß sein eigenes Glück darüber zu Grunde ging, bemerkte er nicht. Erst spät kam er zurück, abgesspannt, müde,

heiser vom vielen Reden und Schreien, und verdrießlich wohl noch chendrein. Kaum, daß er ein paar mürrische Worte mit seiner armen Frau wechselte — dann ging er zur Ruhe. Die Kinder sah er kaum — die schönen Abende an der Hausflur waren verschwunden, wie ein Traum, und erneuerten sich nicht mehr. Anstatt Lachen, Jubeln und Jauchzen vernahm man dort nur noch das leise Schluchzen Frau Margareth's. Friede und Freude schienen aus dem Hause, wie aus den Gemüthern aller seiner Bewohner gewichen. — Ja, Aller — denn, die Wahrheit zu gestehen — Meister Baptist Heintzelmann fand allmählig, daß dieses neue Leben mitten in dem politischen Zeitrome zwar Aufregung, aber durchaus keine Befriedigung mit sich führte, und daß es, anstatt ihn glücklich zu machen, ihm vielmehr eine Last von Sorgen, Aerger, Beschwerden und — Verluste mancher Art aufbürdete. Anfänglich machte sich's — aber nachher. Sein Anhang, der allerdings nicht gering war, hörte ihm zwar recht gern zu, wenn er sprach und seine politische Weisheit vor ihm ausfrante — aber einen frischen Trunk zwischen den heißen Reden fanden die Leute auch nicht übel. Meister Baptist, um seiner Popularität nicht zu schaden, mußte von Zeit zu Zeit ein Fäßchen Bier vorkahren lassen, und das — behagte ihm weniger, als die Aufmerksamkeit und die Bravo's seiner Zuhörer. Außerdem gab es noch andere Volksführer, die zwar die Liebe ihrer Anhänger, aber sehr wenig Geld besaßen. Indes — Meister Heintzelmann war ja vermögend — er konnte leicht ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes bringen — und — er brachte es. Nur gefiel es ihm nicht, daß die Opfer sich so oft wiederholten. Nachher — und das ärgerte ihn am meisten — wurden auf einmal seine Gefellen auffällig. Sie wollten auch ihre Errungenschaft haben, und verlangten höheren Lohn. Meister Heintzelmann liebte zwar die Revolution — aber keine gegen sich selbst — er jagte die Gefellen zum Henker und — das Geschäft lag ganz darnieder. Dazu kam, daß auch nicht mehr so viel Bestellungen einliefen, wie in früherer Zeit — das machte den guten Meister ebenfalls stuzig. Kurz, er grübelte und dachte nach, und auf einmal fiel ihm ein, was eines Tages seine verständige Frau zu ihm gesagt hatte: „Bedenke, das Hemd ist näher, als der Rock!“ — Nie hatte er die Wahrheit dieses Sprichwortes lebhafter und tiefer empfunden, als in dieser Zeit der Enttäuschungen. Eine seltsame unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem früheren stillen, bescheidenen, und doch

so glücklichen Leben überkam ihn. Was war die eigenmüßige Liebe der Volkshäufen gegen die reine und treue Liebe von Frau und Kind? Eine bunte Schaumblase gegen einen köstlich funkelnden Edelstein! Meister Baptist faßte seinen Entschluß, verließ gegen Abend das Rathhaus und ging heim.

Im Garten war es still — Niemand darin. Er schlich durch das englische Gebüsch nach seiner Werkstätte, wo jetzt nur noch drei Gefellen anstatt der früheren zwölf arbeiteten, warf seine Feiertagskleider ab, zog seine alte, liebe, bequeme Hausjacke an, setzte sein Käppchen auf, griff nach der Lompseife, die lange geruht hatte, setzte sie in Brand, und ging durch das Wohnzimmer, dessen Thür offen stand, mit leisen Schritten auf den Hausflur. Frau und Kinder saßen, wie früher oft auf der Schwelle — aber nicht heiter, wie sonst, sondern still und betrübt. Kaum, daß der muntere Fritz einmal ein paar Worte sprach. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und warf helle Streiflichter durch das dicke Weinlaub, welches Thür und Fenster umkränzte, auf die Dielen des Flures. Von außen aus dem Garten drang süßer Blumenduft herein — die Vögel sangen und zwitscherten ihr letztes Abendlied — friedlich und ruhig war's überall, nur nicht in den Herzen, die früher nichts anderes gekannt hatten, als eben Friede, Ruhe und Glück.

Baptist lehnte sich auf die Thür und betrachtete still und sinnend die Seinigen. Die Vergangenheit ging in schönen Bildern an seinem Geiste vorüber. „Ich Thor,“ dachte er und sagte es innerlich zu sich selbst — „welch' ein schöneres Glück kann es geben, als das Glück im Kreise der Seinen! Ich Thor, daß ich dieß nicht längst eingesehen, daß dumme Eitelkeit und alberne Hoffahrt mich so lange verblenden konnte! Aber noch ist's Zeit, und ich will sie ergreifen!“

„Margareth,“ sagte er laut und mit freundlicher Stimme.

„Baptist — du! Und schon so früh!“ antwortete sie, und sprang auf. „Und was seh' ich? Im alten Kleide und Käppchen? Willst du nicht wieder ausgehen?“

„Nicht heute, nicht morgen, nicht später,“ entgegnete er lächelnd. „Mit dem alten Kleide hab' ich das alte Herz wiedergebracht. Das Hemd ist näher, als der Rock, meine Margareth, mein gutes, liebes Weib!“

„Himmel, was sprichst du, was hör' ich?“ rief sie aus. „Ich träume, nicht wahr?“

„Wenn du träumst, daß das alte Glück wiederkehrt, so träumst du richtig,“ sagte er mit lie-

bevollem Blicke. „Ich bin endlich klug geworden, Margareth!“

„Großer Gott — du wolltest wieder statt der Feder zum Hobel greifen,“ stammelte die Frau. „Du wolltest?“

„Ja zum Hemd greifen, und den Rock von andern Leuten flicken lassen,“ erwiderte Baptist. „Mit einem Worte, Margareth — ich habe meinen Posten niedergelegt — ich bin nicht mehr Stadtrath — ich bin nur noch, was ich früher war, der Tischlermeister Baptist Heingelmann! Bin ich dir so willkommen?“

Mit einem Ausschrei der Freude sank Frau Margareth in die geöffneten Arme ihres Mannes. Lange und innig hielten sie sich umschlungen, und die Ahnung neu aufblühenden Glückes lockte süße Thränen aus Margareth's Herzen. Die Kinder verstanden nicht, was vorging, aber da sie den Vater froh und vergnügt sahen, waren sie's mit ihm. Bis tief in die Nacht saßen sie beisammen im Garten und freuten sich des wiedergewonnenen Glückes.

Baptist war ganz der Alte wieder und ließ sich nicht mehr in Versuchung führen. Gebranntes Kind scheut's Feuer, und er wußte nun, was von Familienglück, und vom Glücke da draußen im Strome der Welt zu halten sei. Die früheren Freunde und Genossen kamen, um ihn zu bereden, wieder mit ihnen zu gehen, aber er wies sie lächelnd ab, und sagte: „Nicht also, liebe Freunde — das Hemd ist näher als der Rock! Drinnen bei der Hobelbank ist mein Platz — das Politisiren und Regieren verstehen andere Leute besser, als ich — denen will ich's überlassen.“

Die Freunde und Genossen versuchten's ein paar Mal — dann, als Baptist fest blieb — kehrten sie nicht wieder. Aber die alten Kunden kehrten wieder, und die alten Gesellen auch, die sich mittlerweile besonnen hatten — und vor Allem, das alte Glück der stillen, friedlichen Häuslichkeit.

Baptist mag es mit keinem anderen vertauschen, und Frau Margareth? Geht nur einmal vorüber an ihrem Hause, so gegen Abend, wenn sie mit den Kindern und ihrem Manne im Haus zur oder im Garten sitzt. Dann, wenn Ihr ihr selbes silbernes Lachen hört, dann, denk' ich, werdet Ihr nicht mehr fragen, ob sie zufrieden ist. So wie sie lacht man nur mit einem ganz glücklichem Herzen. —

Das Holzschwallen im Murgthale.

Jedes Frühjahr wird in einem der schönsten Thäler Badens das Schauspiel des Holz-

schwallens in den oberen Theilen des pittoresken betriebsamen Murgthales geboten.

Von den Füßen der Wände des Hauptthales bis in die innersten Winkel der vielen Seitenthäler und zu den höchsten Kuppen der steilen Berge hinauf, liefert ein üppiger Schwarzwald, eine Menge Holz, das theils in Stämmen, theils als Sägware, theils als Scheiterholz ein Gegenstand des ausgebreitetsten Handels ist, theilweise bis zu den Grenzen des Meeres wandert und tausend fleißige Hände beschäftigt. Aber der Gewinnung dieses freiwachsenden Schatzes hat die Natur in den unwegamen wilden oberen Gebirgsgegenden noch große Hindernisse in den Weg gelegt, und macher schöne Stamm vermodert, weil es nicht gelang, denselben aus seinen Schluchten an die fahrbare Straße oder das fahrbare Wasser zu bringen. Doch es ist dem Menschen gelungen, die Naturgesetze sich unterthan zu machen, und die Natur selbst muß seinem erfinderischen Geiste den Arm bieten; um die eignen Hindernisse zu beseitigen. Unwillig und tobend gibt sie sich dazu her und ist in ihrem unfreiwillig schaffenden Grimme Staunen und Bewunderung erregend.

Die einfache Idee des Verfahrens, das den ganz unmöglichen Transport des gewonnenen Holzes aus den Waldungen möglich machen soll, ist in ihrer Anwendung nicht mehr neu und besteht in Folgendem:

Das gefällte Holz wird (je nach seiner Bestimmung zu Sägelböden zerschnitten oder zu Scheitern zerschlagen) bis gegen Anfang des Frühjahres von den Bergabhängen herab in die, von kleinen Wildbächen durchrieselten Schluchten geworfen und zu diesem Behufe oft von entfernteren unzugänglichen Waldparthien dahin geführt. Durch künstlich angelegte große, hölzerne oder steinerne Dämme, mit Schleusenthoren — Schwallungen genannt — können diese Schluchten an ihrem obersten Ende abgeschlossen werden, und entsteht so durch Hemmung des Baches binnen kurzer Zeit ein ansehnlicher Wasserbehälter — Weiber oder Teich. Durch die plötzliche Entleerung eines solchen künstlichen See's stürzt sich eine ungeheure Wassermasse mit enormem Gefälle auf das unterwegs liegende Holz und reißt dasselbe binnen einigen Stunden in die Ebene hinaus, woselbst es an geeigneten Plätzen durch Querbauten im Flusse aufgefangen wird, um seiner besonderen Bestimmung entgegen zu gehen. —

Ein Zusammentreffen mehrerer solcher Schwallwasser erhöht natürlich eben so die

Wirkung, als auch die Schönheit des Schauspiels.

— Die Bedeutsamkeit dieser Einrichtung wohl würdigend, hat die großh. Regierung in den letzten Jahren mit großen Kosten an den wichtigsten Plätzen mehrere solcher Schwallungsbauten, an Stelle der alten hölzernen, solid aus Stein auführen lassen, trotzdem daß nebenbei Vieles für Anlage guter Waldwege geschehen ist. — Das unten beschriebene Schauspiel dieser gewalttsamen Holzlöberei, welches in seiner ganzen Schönheit gerade an Stellen genossen werden kann, wo kein Anblick der Kunstbauten den reinen Naturgenuß stört, ziehet jedes Jahr aus der Umgegend (Baden, Karlsruhe etc.) Bewunderer an, die Einmal kamen, um das nächste Mal nimmer zu fehlen. Trotzdem ist die Sache immer noch zu wenig bekannt; um daher den Naturfreund, den seine Wege zur geeigneten Zeit in jene Gegend führen, darauf aufmerksam zu machen, seien die Zeilen geschrieben.

Innerhalb 2 Stunden gelangt man von der Eisenbahnstation Muggensturm durch den wunderlieblichen üppigen Theil des unteren Murgthales, an dem Salzbad „Elisabethenquelle“ vorbei, durch die beinahe eine Häuserkette bildenden freundlichen und betriebsamen Dörfchen Bischofsweiler, Rothenfels, Gaggenau, Ottenau und Hörden nach dem malerisch gelegenen Gernsbach. Hier, an der Grenze des südlichreichen Unterthales und des wildromantischen oberen Thales, wird man sich mit den von Baden in gleicher Absicht herübergekommenen Zuschauern vereinigen. — An dem Fuße des auf steilen Felsen in düsterem Tannenwalde wohnenden großh. „Ebersteinschlosse“ vorbei, führt die fortwährend ansteigende Landstraße aufwärts in das immer wilder und großartiger werdende Thal.

Kurz nachdem wir von einer Straßendrehung aus des freundlichen Forbachs hellen Kirchthurm begrüßet, führt uns die wiederum etwas fallende Straße durch das dunkle Thor einer alten gedeckten hölzernen Brücke nach anderthalbstündiger Fahrt in dieses ächte Schwarzwaldstädtchen.

Größere Einförmigkeit und Wildheit charakterisirt von hier aus das Thal. Die nur mit düsteren Tannen bewachsenen Thalwände treten näher zusammen, fortan steigt die Straße und tief unten wühlt sich brausend der Fluß seine Bahn. Noch eine halbe Stunde des Fahrens, und man ist an der über die wilde Raunz abführenden Brücke angelangt, und der von hier aus seitwärts ins Gebirge zum endlichen Ziele führende steinigste Pfad ist nur noch zu Fuße durchzuliegen.

Aus dem düsteren Tannenwalde, gelangen wir unmittelbar auf eine Felsenplatte. — Ein ungefähr 150 Fuß im Durchmesser haltender und über 50 Fuß tiefer Felsenkessel liegt dicht vor uns. Unserem Standpunkte gegenüber stürzt die aus dem höheren Gebirge kommende Schwarzbach über eine mehr als 100 Fuß hohe Felsenstufe herab und bildet so einen kleinen, aber hübschen Wasserfall, über den eine schmucklos steinerne Brücke in kühnen Bogen gesprengt ist. — Dicht vor unseren Füßen plätschert links durch einen Felsenspalt die Hundsbach herein, um ihre Wasser in dem Felsenkessel mit dem Schwarzbach mischend, durch die enge Schlucht rechts unter dem Namen der Raunz abzuführen, send, sich mit der Murg zu vermählen.

Beinahe zwei Stunden oberhalb dieser Stelle ist nun in jedem dieser Bäche einer der oben erwähnten Schwallungsbauten angelegt, deren Aufgabe es ist, das zwischen hier und dort eingeworfene Holz in diesen Kessel herabzuschwimmen, um es von da aus durch die vereinigten Wassermengen der Murg zuzuschaffen.

Die Stunde des Deffnens der Weiber ist bekannt; — die Wasser müssen in einer Viertelstunde da sein; — Gruppen von Neugierigen haben sich auf den Felsenabhängen gelagert oder auf die über den Wasserfall führende Brücke postirt; einzelne Bewegene, d. h. Neulinge, haben sich trotz erhaltener Warnungen auf den tieferen Felsenstufen aufgepflanzt, um kurz darauf mit dem Schrecken noch den Hohn für ihre eilige Flucht zu ernten.

Da die starken Thalkrümmungen keine weitläufige Aussicht gestatten, so kann nur das Ohr die Ankunft des mächtigen Elements ahnen lassen. Je näher die berechnete Minute kommt, desto stiller wird es in den Gruppen. Jeder lauscht! Endlich zeigt eine unruhige Bewegung bei den obersten Gruppen, daß der Schall der heranstürzenden Wasser ihr Ohr erreicht und alsdann werden nehmen auch wir ein fernes Brausen, wie einem aufziehenden Sturme, das, von Sekunde zu Sekunde zunehmend, in den Donner eines sich über unseren Häuptern entladenen Gewitters übergeht. — Ein allgemeiner Schrei: „die Wasser sind da!“ — und Staunen fesselt die Zunge. Dort, aufwärts, wo die Schwarzbach in kurzer Wendung zu unseren Augen kommt, flüßt ploötzlich eine dunstige glänzende Masse, gleich ein riesigen Schneelawine, die ganze Thalchlucht in ihr herum und werden tanzend aufgeworfen. Es ist der Vortrab der großen

zerrwanderung. Durch das schnell entfesselte Wasser werden die leichteren Hölzer vom jach herabstürzenden Strome aufgegriffen und in rasendem Laumel, schwimmend, überstürzend und wirbelnd dahingerissen. Von Moment zu Moment wachsen die Wasser und vermehrt sich das Gedränge der widerstandslosen Hölzer. Ehe unser Auge das Schauspiel recht gefaßt, ist das wirbelnde Chaos an der hohen Brücke über dem Wasserfalle angelangt; — entsetzt sind die Zuschauer auf derselben noch zur rechten Zeit geflohen, denn schon steigen die rasenden Wellen gleich kolossalen Gespenstern auf der einen Seite hinauf, Hölzer von allen Größen mitreisend, um im nächsten Augenblicke auf der anderen Seite zerschmettert in den kochenden Abgrund zu stürzen. Bäume, Klöße, Scherben von Felsen jagen dem draufenden Wasserfalle entgegen und verschwinden, nachdem sie vergeblich wüthend an den Fundamenten der Brücke gerüttelt, unter erschütterndem, donnerndem Getraße in dem Kessel. Schon sind auch die Wasser aus der Bach links unter gleichen Erscheinungen angelangt und vermischen ihren Inhalt mit der oberen Bach, in dem gräulichen Schlurde einen höllischen Reigen tanzend. Zischend, gährend, sich stoßend und drängend sucht der Inhalt des Kessels durch den engen Ausgang sich zu entleeren, um dem immer heftiger werdenden Nachdrucke zu entgehen. Unterdessen wurden die Thore an den Schwaltungsbauten ganz geöffnet, die Weiher entleeren mit enormem Drucke ihre Wasser, und nun ist keine Feder mehr im Stande, die Unbändigkeit des entfesselten Elementes zu schildern. In dichten Massen kommen Hunderttausende von Scheitern und tausende von 16 Fuß langen und 1½ bis 2 Fuß dicken Klößen, nicht mehr schwimmend, sondern aufrecht auf den Wellen einher, wenn man die Klaster hoch aufspizenden Wasserpyramiden noch Wellen nennen kann. Viele Klaster hoch werden die stärksten Stämme in die Luft geschleudert, an die Felsen geworfen und gleich Strohhalmen zerschmettert. — Es wäre vergeblich, mit einander sprechen zu wollen, der Donner der schäumenden Wogen und der überstürzenden Holzmassen, sowie das zum Katarakt gewordene Wasserfallchen überbrüllt Alles; die Felsen und Bäume wanken in ihren Grundvesten: die aufsteigenden Schaumtheilchen senken sich als dicker, durchweichender Nebel wieder herab und geben dem Schauerlichen des Ganzen das erforderliche Duster.

Unverwandt geben sich Auge und Ohr dem weitgreifenden Schauspiele hin, die Füße wurzeln

am Boden — bis endlich die Weiher sich entleert haben und nach einer halben Stunde die alte Todtenstille wieder in ihre Rechte tritt. Aber noch lange summt es in den Ohren, und unsicheren Schrittes verläßt man seinen Platz, noch geblendet von dem Glanze der Milliarden funkelnden Tropfen und dem Gegaule der wahnwitzig umhergeschleuderten Hölzer.

Man kann sich das Impofante dieses Schauspiels erklären, wenn man bedenkt, daß in einer halben Stunde gewöhnlich über 4000 große Sägelöße und in Hunderttausenden von Scheiterholz weggeslößt werden, daß mehr als Klasterdicke Felsenstücke mitgespült werden. Der eine der beiden Weiher (Schwarzbach-Schwallowung) liefert allein 9 Millionen Kubitfuß Wasser in dieser Zeit, und in dem acht Stunden entfernten Nastatt steigt die dort schon breite Murg plötzlich um 2½ bis 3 Fuß.

Das schönste Schauspiel gewährt übrigens immer die erste Schwallowung im Jahre, die i. g. Klöße erschwallung. Tag und Stunde derselben, sowie Ort der Zusammenkunft werden gewöhnlich vorher in öffentlichen Blättern angezeigt.

Einiges über Auswanderung.

Amerika! Wem, den irgendwo in der alten Heimath der Schuh drückt, hat der Gedanke an dieß ferne Land nicht schon lichte Zukunftsträume vor die Phantasie gemalt? Der Steuerbelastete träumt sich dort einen freien Mann, der Niemandem Etwas schuldet, als dem lieben Gott den gebührenden Dank für all die Segnungen einer überschwänglichen Natur. Der Communist erwartet in irgend einem Urwalde ein „Schalanskürn“, „ein New-Harmony“, wo jeder für den Andern arbeitet und alle Menschen Engel sind. Ja auch der Uebelthäter sucht dort ein Asyl, um sich in einer neuen Atmosphäre mit Gott und der Welt zu versöhnen und seine That zu vergessen.

Solche Träume mögen trübe Stunden erheitern, böse Ahnungen auf Augenblicke verschrecken können. Wer aber an ihre Verwirklichung denkt, wer den kühnen Entschluß faßt, die alte Heimath mit einer neuen zu vertauschen, dem werden seine Ideale zerfließen, noch ehe er die See erreicht hat. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht ein Mensch mit offenem Kopfe, gesunden Armen und —

einigem Gelde in der neuen Welt sich eine glücklichere Existenz schaffen könne, als er in der alten, seit Jahrtausenden ausgebeuteten, zurückläßt. Aber um nur einigermaßen Genügendes zu erreichen, um die sich aufthürmenden Mühseligkeiten zu diesem Ziele zu überwinden, dazu bedarf es großer Geduld und Energie.

Wir wollen hier nicht von den Schwierigkeiten reden, welche den Auswanderer drüben erwarten, von dem andern Boden, der andern Sprache, den andern Sitten, dem andern Klima; jedes Andere, jedes Fremde gibt uns eine harte Nuß zu knacken, bis wir es durch Gewohnheit zu dem unsrigen gemacht haben; denn wer nicht Geduld und Geld für den Anfang zuzuschießen hat, der unterlasse lieber den Versuch! Wir bleiben bei den Mühseligkeiten, welche den Auswanderer in dem Seehafen, auf dem Seeschiffe erwarten und denken uns eine Familie, die vom Südwesten Deutschlands aus ihre Reise über Havre, Antwerpen, Rotterdam oder gar dem übermäßig theuren England macht. Irgend ein gewandter Agent hat ihnen ein Passagebillet nach New-York oder New-Orleans zugesendet, das Geld mit übermäßiger Provision für den Unterhändler ist bezahlt, der Rest ihrer Habe soll ihnen eine sichere Grundlage für ihr Fortkommen in Amerika sein. Die Eisenbahn oder das Dampfschiff bringt sie rasch an den Ort ihrer Bestimmung, aber sobald sie die deutsche Grenze hinter sich haben, beginnt ihre Unbehaglichkeit. Sie verstehen Niemand, Niemand versteht sie; ihre Beschwerden finden keine Abhilfe, ihre Wünsche keine Erfüllung; wo sie kaufen, werden sie, unbekannt mit Geld u. Sprache, betrogen. Im Hafenplaz ist das Schiff, das sie aufnehmen soll, entweder noch gar nicht von der letzten Reise zurück, oder noch nicht ausgerüstet, oder sie treffen vor dem Termin ein. Sie haben sich also nach Logis, Beköstigung und dann auch nach dem Schiffsbedarf umzusehen; denn was ihnen geliefert wird, ist zu spärlich, entspricht nicht ihrer Gewohnheit. Nun gibt es in allen diesen Auswanderungshäfen eine große Klasse von Gesindel, die durch Pressen und Betrügen und Berauben der Durchwandernden einen übermäßigen Gewinn suchen, und weil schlechte Menschen gewöhnlich klug und gewandt sind, und sich vorzudrängen wissen, durch freundliche Worte die Ankommenden meist immer fördern. Nachher wird diesen dann von den Wirthsen, Handwerkern, Krämern das Doppelte dessen abgenommen, was die gelieferten Sachen werth sind. Kein Mittel, sich im fremden Lande

zu schützen, zu den Ihrigen zu kommen, ihrem Unmuth nur einmal durch Worte Luft zu machen. So ist ihre Baarschaft aufgegangen, wenn sie endlich das Seeschiff besteigen. Hier erwartet sie die durchaus rohe Behandlung des amerikanischen Seevolkes und ein sehr unvollkommenes mit Lebensmitteln und kleinen Bequemlichkeiten ausgerüstetes Zwischendeck. Bei langer Fahrt stellt sich Hungersnoth ein, im Fall eines Schiffsbruchs ersetzt ihnen Niemand das Verlorene. In Amerika angelangt, treten sodann die Folgen des Geldmangels hervor. Die Weiterreise in das Innere, wo allein dem Arbeitsamen eine reiche Zukunft blüht, ist unendlich geworden, in den überfüllten Küstenstädten ist keine Arbeit zu bekommen; alle die frühern Luftschlösser zerfließen in Hunger und Elend.

Solche Fälle ereignen sich nicht ausnahmsweise, sondern zu Hunderten, zu Tausenden jährlich. Auch in den deutschen Seeplätzen Bremen und Hamburg gab es sonst ähnliche Klagen zu hören. Doch viele zusammenwirkenden Ursachen, die hier erfolgreicherer Bemühungen der deutschen Binnenregierungen für ihre Unterthanen, das Band eines gemeinschaftlichen Vaterlands, und das Bewußtsein nur durch bessere Anerbietungen die übergroß gewordene Concurrenz des Auslandes beseitigen zu können, haben, namentlich in Bremen, alle Hauptübelstände für die Auswanderer beseitigt. Die schärfste Controlle herrscht über die Schiffs Einrichtung, den Proviant und die humane Behandlung der Passagiere, für ihre ungehinderte Unterkunft ist durch die Versicherungspflicht der Rheder und durch die Entschädigungspflicht im Falle eines Schiffsbruchs gesorgt, bei ihrer Ankunft in Bremen empfangen sie die Beamten eines neu errichteten Auswanderungs-Bureau's und ertheilen ihnen pflichtmäßig unentgeltlichen Nachweis über billiges Logis, billige Anschaffung des Reisebedarfs und anderer ihnen wissenswerther Verhältnisse; in dem Bremerhaven finden sie, wenn das Seeschiff noch nicht segelfertig ist, ein pallastähnliches Logirhaus, wo sie zu sehr billigen unter obrigkeitlicher Controlle stehenden Taren wohnen und speisen können. Der Unterschied zwischen den außerdeutschen und inländischen Häfen läßt sich am Schlagendsten so ausdrücken: in den letztern werden sie wie Menschen und Landsleute und zwar hilfsbedürftige Landsleute, in den erstern als Waaren behandelt, um deren Schiffsal man sich nicht weiter kümmert, wenn der Frachtpreis bezahlt ist.



Ansicht von Bremerhaven.

Die Reise nach Bremen und Hamburg ist jetzt von allen Theilen Deutschlands aus leicht genug durch die Eisenbahnlinien geworden. Und wenn auch von manchen Gegenden aus außerdeutsche Häfen um 3 oder 4 fl. billiger zu erreichen sind, wer wird nicht gern die großen Vortheile eines gastlichen Empfangs, einer ge-

sicherten Ueberfahrt unter Landsleuten, mit dessen ein Wort von Herzen zu Herzen möglich ist, und einer bedeutenden Ersparniß an anderweitigen Reisekosten mit dieser geringen Differenz erkaufen wollen? Die Reise über Havre, Antwerpen und Rotterdam ist Tausenden ein Ver-
derb geworden!



Der Bahnhof in Bremen.

Woran liegt's!

Unser Unglück war von jeher, unser Unglück wird ewig sein im Staaten- und Familienleben

1. das zuviel haben, 2. das zuviel sein und gelten wollen, 3. das zuviel Ge-
nießen. Wöchten wir darum von diesem Wege umkehren! —

Nicht Mißwachs und Mangel, nicht Unfruchtbarkeit und Nahrungslosigkeit, haben uns in die Drangsale der letzten Jahre gebracht, nein, vielmehr der herrschende, allen Glaubens, aller Religiosität und Pietät baar gehende Zeitgeist war es, der Eigennutz, die Selbstsucht, die Geizsucht, der übertriebene Luxus, das erstorbene und im Sumpfe der Lüste untergegangene christliche Familienleben. —

Irreligiosität, Mangel an christlichem Geistesgeist und Gemein Sinn, Mangel an christlicher Liebe und Aufopferungstreue, unchristliche Spekulation, Weltflucht (Politik), Neid und Cabale — kurz: sinnliches Streben und Suchen und Haschen — das sind unsere Brodverderber und Mangelschaffer, unsere Ruhe- und Friedestörer, unsere Revolutionserzeuger, unsere Lebensverwüster — unseres Unglücks Säemänner. Sie sind der Krebs, der schon seit Jahren gewaltig und immer gieriger und tiefer um sich fraß, und am Marke der Völker zehrte und gegen Ordnung und Gesetz stürmte, Sitte und Zucht mit Füßen trat, Recht und Gerechtigkeit beugte, und all das Giftzeug falscher Bankrotte, Unterschleife, Bestechungen und Unredlichkeiten und Betrügereien, wovon so viel gehört worden, mit sammt dem endlosen Schuldenmachen immer mehr zu uns hereinbrachte und so auch den nüchternen Deutschen je mehr und mehr zum Sklaven der Sinnlichkeit und damit für die Revolution reif machte. —

Wie der Geist der Zeit stand, konnte es nicht länger mehr so fort gehen, mußte es einen Ausschlag thun und sich auf eine andere Seite wenden. Das ist von Vielen vorausgesehen, aber immer nicht geglaubt worden. Eine neue Aera hat begonnen, andere Bahnen sind betreten; Eins aber dürfen wir auf diesem Wege nicht vergessen, wenn's wirklich nun auch besser werden soll: Das zuviel haben, das zuviel sein und gelten wollen und das zuviel Genießen war unseres Unglücks Anfang, wird unseres Unglücks Fortgang sein und uns noch gar aufreiben und uns Alle verderben, wenn wir mit der alten Zeit nicht auch diesen bösen Dämon bannen und abthun bei uns! —

Laßt uns, liebe Leser, lernen in christlicher Sitte und Zucht und Wahrheit und Gerechtigkeit und Treue stehen, laßt uns nicht eigennützig, nicht selbstsüchtig, nicht ehrgeizig an uns und immer nur an uns denken, laßt uns Eifer thun in der Liebe zu den Brüdern, laßt uns der Hilfslosen, Trostlosen, Arbeitslosen, Verwahrlosten, der Elenden und Verlassenen, der Ar-

men und Bedrängten uns mehr annehmen — laßt uns das Leben der vom Schicksale minder Begünstigten mehr erleichtern und erheitern, dem Armen sein tägliches Brod, dem Hungerigen Speise, dem Nackten Kleidung, dem Arbeiter Verdienst und gehörigen Lohn geben, laßt uns überhaupt menschlich, christlich mit den Menschen fühlen, umgehen und handeln und insbesondere nicht zuviel haben, und nicht zuviel sein und gelten, nicht zuviel genießen wollen — und es wird kein Klagen und Geschrei über Härte, Druck, Stolz, Ungerechtigkeit und dergleichen gehört werden, es wird Niemand an Revolution und Umsturz, Niemand an Communismus oder Gütergemeinschaft, Niemand an Aristokraten- oder Beamtenhaß denken, es wird Niemand eine Aenderung der bestehenden Ordnungen und Dinge auch nur wünschen, es wird dann das öffentliche Leben in Dorf und Stadt nicht mehr von Parteien auf Leben und Tod zerrissen und in Sonderinteressen zerfallen sein, es wird dann Ruhe, Einheit und Frieden sein oben auf den Bergen und unten in den Thälern und Ebenen. —

Das ist unserer Meinung nach denn auch die rechte Volksmündigkeit und Reife, die rechte Völkerfreiheit, und einzig sichere Garantie für Ruhe und Sicherheit und Ordnung, und Recht in den Ländern, aber auch das einzige Mittel und der einzige Weg zum Besserwerden in der Welt! —

Unverhofft kommt oft.

Eine Erzählung aus der theuern Zeit des Jahres 1847.

Wer im Jahre 1847 die Schlessische Zeitung gelesen hat, las da eine Geschichte, wie eine Dienstmagd auf dem Markte in Breslau in der Hungerzeit einem alten armen Manne einen Silber Groschen gegeben habe: der alte Mann aber sei ein reicher Kauz gewesen, der einmal auf's Menschenprobiren ausgegangen sei, und da er bei dem armen Dienstmädchen ein gutes Herz gefunden, so habe er ihr so viel hundert Thaler gegeben, als der Silbergroschen Pfennige bat, nämlich zwölf. Diese Geschichte war sehr rührend, und ein bekannter Volksfreund, Namens Horn, der wissen wollte, ob sie wirklich wahr sei, schrieb deshalb an einen guten Freund in Breslau und der theilte ihm die Geschichte weitläufiger mit, wie sie nun folgt:

Zwei Stunden von Breslau liegt ein Dorf, das gerade so aussieht, wie alle andere schlesische Dörfer auch, und wohnen reiche und arme Bauern drin, wie's halt überall ist. Unter diesen wohnte auch eine arme Wittwe, die einen Sohn hatte von etwa 24 Jahren. Zu dem hatte sie oft gesagt: Gottfried ich werde alt und kränklich, und es wäre mir lieb, wenn Du mir eine brave Schwiegertochter in's Haus brächtest; aber da Du arm bist, so mein' ich, es wäre gut, wenn sie etwas mitbrächte an Ackerland und Gut. Wir haben zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel, und die sechshundert Thaler Schulden sind eine harte Kuss. Die Braut holen, das gefiel dem Gottfried schon, aber der Zusatz nicht, und das hatte seinen Grund. Bekanntlich wartet selten ein junger Bursche mit dem Liebhaben eines Mädchens, bis er heirathen kann. In Schlessen ist das so, und ich halte dafür, an der Donau, am Bodensee und Rhein wird's um kein Haar breit anders sein. Gemeiniglich haben sie in dem Alter schon lange einem Mädchen tief in die Augen gesehen, und schwören darauf, keine Andere habe hübschere. Gerade so wars dem Gottfried Elsner gegangen.

In seinem Dorfe wohnte ein Weber, der sieben Kinder hatte und kaum Brod für drei. Sieben Kinder, Mann und Frau, das gibt gerade Neun, und neun gesunde Esser können etwas wegthun, nämlich wenn's, da ist, und Klagen viel, wenn's fehlt. Nun hätten des Webers Leute oft gerne etwas weggethan, wenn's nur da gewesen wäre.

Unter den sieben frischblühenden Kindern des Webers war das älteste ein Mädchen wie Milch und Blut. Käthe konnte ohne Weiteres für das schönste Mädchen im Dorfe gelten, wenn auch für das ärmste, und mancher reiche Bursche wehklagte, daß es nicht ihm gleich sei an Aekern und Wiesen; denn die schlesischen Bauern meinen auch, drei Acker und drei dazu gäben sechs, oder mit andern Worten, die Frau müsse doch wenigstens eben so reich sein als der Mann, sonst klappe es nicht. Wo aber nun gar keine Acker sind, da können keine zugebracht werden. So kam's denn, daß ein reicher Bursche nicht mit der bildhübschen Weberskäthe gehen durfte, weil sie ihm eben nicht gleich war. Der Gottfried meinte, ihm wäre die herzlichste Käthe auch so recht, und ihre Sittsamkeit, ihr Fleiß, ihr gutes Herz und ihr stilles, liebes Wesen sammt ihrem Engelsgesichtchen sei ihm so viel, ja noch weit mehr werth, als eine hübsche Weitzigt an Aekern und Wiesen. Nun trauf's sich einmal,

daß er bei einem Lanze dem Mädchen in die Augen sah, und da war's rein aus. Diese oder Keine! sagte er zu sich selbst. Dem Mädchen ging's kaum besser. Gottfried war ein schmucker Bursche, hatte gedient im Heere, war treu, fleißig, und der Herr Baron, der ein Gut im Dorfe und ein Schloß dabei hatte, angelte schon manchesmal, ihn als Kutscher zu kriegen, denn er verstand das Kutschiren und wußte mit den Pferden umzugehen, wie ein halber Viehdoctor. Die Zwei gewannen sich lieb, und wer's wußte, der war überzeugt, sie blieben sich treu bis in den Tod. Das hatten sie sich auch gelobt vor Gott.

Als nun die Mutter wieder mal so von der Schwiegertochter sprach, sagte Gottfried: Liebe Mutter, eine reiche Erbin krieg' ich nicht, und die ich mag, gefällt Euch nicht, so werd' ich wohl ledig bleiben, wie ein Kapuziner.

Wer ist's denn, Gottfried? fragte die Mutter. Du lieber Himmel, ich kann's doch nicht aus meinem kleinen Finger saugen, wen Du lieb hast.

Die Weberskäthe, sagte halbblau Gottfried.

Die Mutter seufzte tief und sagte: das Mädchen ist nicht zu verachten, denn es ist kreuz brav; aber, liebes Kind die sechshundert Thaler!

Dem Gottfried arbeitete sich auch ein Seufzer tief aus der Brust heraus und er ging gefentken Hauptes hinaus. Eigentlich hatte die Mutter schon lange Wind von der Sache, aber sie wollte es nur nicht sagen. Sie dachte nach und meinte: Der Gottfried wird nur mit dem Mädchen glücklich, und mir war' nicht leicht eine Schwiegertochter lieber als die Käthe. Aber — die Wenn und Aber, die in der ganzen Welt ihre Mucken haben, haben sie auch in Schlessen.

Die Mutter schwieg und der Gottfried wurde alle Tage stiller und trauriger. Das drückte der Mutter schier das Herz ab. An einem Sonntag Nachmittag kam der Kutscher des Herrn Baron ins Häuschen, sagte: Guten Tag! und setzte sich zu der Alten und Gottfried. Hört mal, Elsnerin, und Du, Gottfried, hob er an, ich komme vom gnädigen Herrn und bring' Euch eine Botschaft. Ihr wißt, der gnädige Herr ist ein guter Herr. Er hat mir zu Neisse, wo er ein Gut hat, ein Pächthöfchen gegeben, und nun heirath' ich und werde Pächter. Da fehl's an einem Kutscher. Du, Gottfried, bist dazu wie gebrechfelt. Es ist ein schlimmes Jahr vor der Thür, da denk' ich, du greiffst zu, wenn ich Dir sage, daß Dir der Herr Baron dreißig Thaler geben will, drei Hemden, zwei Paar Stiefel und eine neue Kleidung, überdieß Deiner

Mutter drei Malter Korn jährlich, so lange Du dienst. Solch ein Lohn steigt Dir nicht mehr an den Hals. Fürs Heirathen sind die Zeiten zu schlecht, wenn man nicht geborgen ist. Du stirbst noch nicht vor Alter und die Käthe ist Neunzehn. Was hat's da für Eile. Thu's einmal auf ein Jahr. Das Weitere giebt sich.

Der Gottfried sagte: Morgen Abend komm' ich auf's Schloß und sage Dir Antwort. Damit war der Kutscher zufrieden und ging.

Mutter und Sohn saßen eine lange Weile still bei einander, Jedes in seine Gedanken versunken.

Endlich hob die Mutter an: Gottfried ich sehe schon, du läßt nicht von der Weberkätthe, und ich will nicht hart sein. Ich will Euch meinen Segen geben.

Da war's, als ob den Gottfried eine Lasantel gestochen hätte. Er sprang auf und fiel seiner Mutter um den Hals, und herzte und küßte sie rechts und links.

Nun hör' mich weiter, sagte sie, wenn Du auf's Schloß gehst, sagst Du dem Herrn, es wär' Dir Alles recht, aber Du müßtest Dir ausbitten, daß Du Deine paar Aeckerchen für mich bauen dürftest. Ich hoffe, das läßt er zu. Die dreißig Thaler Lohn zahlen die Zinsen der Schuld, und ich spare, dann können wir die drei Malter Korn verkaufen und das Geld auf die Schuld bezahlen. Du bist jung und die Weberkätthe auch. Dienst Du ein paar Jahre, so heirathet Ihr Euch. Damit aber die Weberkätthe auch etwas spart, so kann die sich so lange nach Breslau verdingen.

Als die Mutter ausgeredet, lief der Gottfried wie ein Befessener zu Webers, beichtete Alles, erhielt das Jawort von Vater und Mutter und die Zusage, daß sie Alles, was die Mutter gesagt, billigten. Nun mußte die liebe Käthe mit zur Mutter, wie sie sich auch sträubte, und die Mutter gab ihnen den Segen.

Am andern Tag ging er auf's Schloß. Am Thore begegnete ihm der Herr, betrachtete ihn mit Wohlgefallen und sagte, wie der Gottfried so vor ihm stand, die Mütze in der Hand: Wie ist's, Gottfried, willst Du ein?

Es wär' mir schon Alles recht, gnädiger Herr, sagte er, aber meine alte arme Mutter hat ein Bißchen Feld, wie Sie wissen. Wer soll das bauen, wenn ich nicht da bin? Geld hat sie keins, Tagelöhner zu bezahlen.

Ei, Du toller Junge, ruft da der Herr aus, Du sollst's bauen, und meine Ackergäule sollst Du dazu haben!

Da war's fertig, und schon nach acht Tagen zog der Gottfried auf's Schloß, und die Käthe in einen guten Dienst nach Breslau, wo sie auch zwei und zwanzig Thaler Lohn erhielt, und noch allerlei dazu.

Nun rechneten sie, was sie sich Alles ersparen könnten, aber auf das Hungerjahr rechneten sie nicht, und nicht darauf, daß Webers mit ihren Kinderchen verhungern müßten, wenn sie nicht Unterstützung empfingen, denn Verdienst war keiner und Hunger viel. Da gab denn Gottfrieds Mutter ihre drei Malter Korn dem armen Weber und Käthe ihren ganzen Lohn und brachten sie glücklich durch. Und als sich Käthe und Gottfried sahen, fielen sie sich mit Thränen um den Hals und sagten: Wir dienen ein Jahr länger! Die Thränen hatte der Herr im Himmel gesehen und die Worte gehört und verstanden! —

Zu selbiger Zeit war in Schlessen eine ungeheure Noth und in Breslau war das Betteln kaum mehr anzuhalten.

In der Stadt wohnte damals und wohnt heute noch ein reicher Kauz, der weder Frau noch Kinder hat, alt ist und erstaunlich viel Geld hat. Dazu hatte er aber auch ein milbes, weiches Herz und ging kein Armer ohne reichliche Gabe von seiner Thüre weg. Er war aber ein ganz absonderlicher Kauz, der ganz curiose Grillen im Kopf hatte. So fiel es ihm einmal ein, sich in Bettlerkleider zu stecken und auch mal zu sechten, wie die Bettler sagen.

Er wollte einmal zusehen, ob denn wirklich so viel Barmherzigkeit unter den Menschen zu finden sei. Er kleidete sich in die schäblichsten Kleider, die er nur eben kriegen konnte und stützte sich auf einen Stock, als könne er gar nicht mehr gehen. So stellte er sich auf den Gemüsemarkt an eine Ecke, aber er forderte nichts und sah bloß vor sich nieder. Die ihm jetzt gaben, gaben gewiß gerne.

Da stand er lange, lange Zeit. Viele kamen und sahen ihn so demüthig dastehen, aber Niemand dachte daran, dem armen alten Manne etwas zu geben.

Endlich kam ein Mädchen daher, die einen Korb trug, um Gemüse für ihre Herrschaft zu kaufen. Als sie den alten Mann sah, blickte sie ihn mitleidsvoll an, aber da viele Leute sich da drängten, ging sie vorüber, sah aber nochmals zurück, ob er auch noch dastehe; und als gerade bei ihm keine Leute standen, lief sie zu ihm zurück und redete ihn mit herzigewinnender

Freundlichkeit an: Ach, Vater, Ihr habt wohl auch Hunger?

Er nickte mit dem Kopfe.

Sie griff in die Tasche und zog ein Stück Brod heraus und reichte es ihm. Das hab' ich mir heute am Frühstück für einen Armen abgepart, sagte sie. Ich weiß auch, wie's Hungern thut. Darauf gab sie ihm noch einen Silbergrofchen mit den Worten: Es ist nicht vom Gelde meiner Herrschaft! Ich hab' ihn eben auf der Straße gefunden.

Darauf sprang sie fort.

Dem Alten wurde es weich um's Herz. Das ist ein rechtes Samariter-Herz, dachte er und beobachtete sie, folgte ihr von Weitem und sah sie endlich in ein anständiges Haus gehen. Er fragte und hörte, es sei die Magd eines Kaufmannes in dem Hause.

Nun wußte er genug und ging heim, kleidete sich wieder ordentlich an und machte sich auf den Weg zu dem Kaufmann. Als er herein trat, sprach er den Wunsch aus, mit dem Kaufmann und seiner Frau ein Wort allein zu sprechen. Die willigten gern ein, da sie den alten Herrn wohl kannten.

Als sie nun so unter sechs Augen beisammen saßen, sagte er, sein Kommen gelte ihrem Dienstmädchen; er wüßte zu wissen, woher sie sei, wie sie heiße und wie sie sich betrage.

Obwohl das die Kaufmannsleute wunderte, daß ein so reicher Herr sich um ihre Rätze kümmerge, so erzählten sie ihm doch eben Alles, was sie von ihr wußten, und das war die ganze Geschichte, denn das gute Mädchen hatte kein Geheimniß, und hatte ihrer Frau Alles erzählt, was wir schon wissen. Die Frau sagte ferner, daß sie sich wöchentlich ihren Lohn auszahlen lasse, und den ihren armen Eltern gebe, obgleich daran der schönste Wunsch ihres Herzens hänge; ferner versicherten Beide, es könne kaum eine fleißigere, treuere Magd geben als Rätze.

Als das der alte Herr gehört, erzählte er auch seine Geschichte vom Gemüsemarkt, und daß er etwas für das gute Mädchen thun wolle. Beide Eheleute mußten ihm Schweigen geloben und er schied.

Mittags ließ er anspannen und fuhr auf das Dorf, da er den Herrn Baron kannte, und erkundigte sich auch da und bei dem Pfarrer, und da Alles buchstäblich wahr und richtig war, fuhr er wieder heim.

Nun standen, wie er gehört hatte, die sechshundert Thaler Schuld der Wittwe Elsner bei dem Hospitalfond in Breslau. Dort ging er hin,

bezahlte sie blank mit Zinsen aus, ließ sich die Schuldurkunde und Quittung geben und ging zurück in das Kaufmannshaus.

Ich bitte nochmals um ein Stündlein, sagte er zum Kaufmann und seiner Frau, und die gewährten's recht gerne.

Lassen sie mir doch mal das Mädchen herein kommen, sagte er zu der Frau.

Da kam denn das nette Mädchen herein und grüßte höflich.

Der alte Herr fragte: Kennst du mich noch, Mädchen? Sieh' mich mal an!

Sie erröthete, schaute ihn aber freimüthig an; dann sagte sie: Ich kenne denn Herrn nicht, aber —

Nun, was weiter? Sag's nur gerad' raus, Kind, fuhr er fort.

Vor etlichen Tagen, sagte sie stotternd und verlegen, da stand am Gemüsemarkt ein armer Mann, der — glich dem Herrn auf's Haar.

Wichtig, sagte er, ich kenne den Tage dieb!

Ach, nein, sagte das Mädchen bestürzt, ein Tage dieb war's nicht!

Was gabst Du ihm, Kind? fragte er weiter.

Ach, sagte sie, ich hatte mich satt gegessen und noch ein Stück Brod übrig, das steckte ich für einen recht Armen in den Sack, weil ich weiß, daß meine gute Herrschaft nichts dagegen hat. Und wie ich so die Straße hingehe, da blinkte etwas vor mir, ich bückte mich und nehme einen Silbergrofchen auf. Da denk' ich, den soll auch ein Armer haben.

Aber, Mädchen, sagte der alte Herr, hättest Du denn Silbergrofchen nicht selber aufheben können für Dich? Bist doch auch nicht reich.

Ach wohl, sagte sie, aber den hatte mir Gott bescheert und der Armen sind so viele. Was ich habe und verdiene, gebe ich meinen armen Eltern und Geschwistern, da wollte ich denn auch die Freude haben und einmal etwas einem andern Armen geben.

Der alte Herr fuhr mit der Hand über das Gesicht und hustete einigemal, um seine Bewegung zu verbergen.

Weißt Du aber auch, daß der Mensch, dem Du Brod und Geld gabst, gar nicht arm ist? fragte er.

Das wäre von ihm unrecht, sagte sie, aber mir thut's nichts, ich hab's gut gemeint, das weiß Gott!

Denke Dir, fuhr er fort, der Silbergrofchen war ein „Heckegrofchen“, der hat sich ungeheuer vermehrt. Jeder Pfennig ist zu hundert Thalern geworden!

Der Herr spaßt, sagte das Mädchen.
Nein, Kind, ich spaße nicht, rief der Herr.
Sieh', hier geb' ich Dir die Quittung und
den Schuldschein über Gottfried's Häuschen
und Gütchen, das ist jetzt schuldenfrei.

Sie sah ihn mit einem Blicke tiefsten Er-
staunens an. Kennt denn der Herr den Gott-
fried? fragte sie.

Ob ich ihn kenne? sagte dieser. Da, Dein
Herr wird Dir das Alles vorlesen. Der Kauf-
mann that es.

Ihr Auge leuchtete. Großer Gott, wie glück-
lich wird er sein! Aber wo er nur das viele
Geld her hat?

Ich sage Dir ja, dem Du den Silbergrofchen
gabst ist ein reicher Mann, der einmal probir-
en wollte, ob es auch noch barmherzige Her-
zen gäbe. Da hat er denn jeden Pfennig Deiner
Gabe zu hundert Thalern gemacht, hat da-
von die Schuld Deines Bräutigams bezahlt und
— hier hast Du das Uebrige, es sind sechs-
hundert Thaler zu Deiner Aussteuer! —

Es hatte recht viele Mühe gekostet, Rätthen
zu überzeugen, daß es so sei; aber dann ist
auch ihr Dank, ihre Freude, ihr Glück ohne
Maß gewesen.

Sie lief noch denselben Tag mit Erlaubniß
ihrer Herrschaft heim, brachte Gottfried Quit-
tung und Geld und machte dort so glückliche
Herzen, wie das ihrige war. Gottfried kam
mit und wollte auch danken, aber der Herr
war an dem Tage noch verreist.

Darauf ist denn Käthe bis zu Weihnachten
im Dienste geblieben und ist dann heim ge-
gangen und Gottfried's glückliches Weib ge-
worden. Er blieb aber im Dienste des Herrn
Barons und wird wohl sein Lebtag darin blei-
ben. Auf der Hochzeit aber war der alte Herr
und ist seitdem Käthen's und ihrer Eltern
Wohltäter geblieben.

So hat mir der Freund die Geschichte ge-
nauer beschrieben, als sie in den Zeitungen
stand, und ich hab' dabei gar oft an des
Herrn Wort gedacht: „Geben ist seliger, denn
Nehmen!“

Der Untergang des Dampffschiffes „Delphin“ auf dem Wallen- städter See.

(Siehe die nebligc Abbildung.)

Es gehört fast zu den gewöhnlichen Erschei-
nungen unserer Tage, Nachrichten über grauem-

volle Explosionen, oder über den schreckenerro-
genden Untergang stolzer Seedampffschiffe zu
lesen, und die dabei umkommenden Menschen-
leben wurden meist nach dem „Hundert“ ge-
messen. Entweder grobe Fahrlässigkeit oder über-
triebene Anspannung der Maschine vorurtheilten
in den meisten Fällen das Unglück. Aber es
gehört unter die seltenen und darum besprechen-
werthen Vorfälle, ein zum Postdienst bestimm-
tes Dampffschiff auf einem kleinen, wenige Stun-
den großen Binnengewässer ein Opfer der ent-
fesselten Elemente, und den nahen Rettungs-
punkt im Auge, dennoch trotz aller Vorsicht
und Besonnenheit schmähdlich ein Raub der Wel-
ten werden zu sehen.

Inmitten der schweizerischen Kantone Glarus
und St. Gallen, umgürtet von gewaltigen Fel-
sencolossen, liegt der wallenstädter See, 3 und
eine halbe Stunde lang und an seiner breitesten
Stelle keine volle Stunde messend. Fast senk-
recht, nackt und zerrissen thürmen sich an der
nördlichen Seite die Vorwände der 6000 Fuß
hohen „Kuhfirne“ aus dem dunkeln Gewässer
empor und silbernen Bandstreifen gleich, bei
leichtem Winde zu Staub verweht, stürzen die
Gebirgsbäche an ihnen herab. Gegenüber, nach
Süden zu, laufen die Enden der flumser Al-
pen und einzelner dräuender Gebirgsgipfel, wie
des Mürtchenstockes und Frohnalpstockes gegen
den See zu aus. Diese Seite ist die von mensch-
lichen Wohnungen reichlicher bebaut, freund-
lichere, während das nördliche Ufer den einzi-
gen Landungsplatz „Quinten“ und einige Häu-
ser am schroffen „Bättlis“ darbietet. Unter
allen Gewässern der Schweiz gehört der Wal-
tensee zu den gefährlichsten, und wehe dem
Fahrzeuge, das von den Schrecknissen eines
plötzlich hereinbrechenden Unwetters heimgesucht
wird. Ob zwar die Winde auch auf diesem,
wie auf allen anderen am nördlichen und süd-
lichen Fuße der Alpen, in der Richtung eines
Querthales liegenden Seen, eine gewisse Re-
gelmäßigkeit beobachten, die der Reisende mit
ziemlicher Zuversicht benutzen und unter dem
Schutze eines heitern Himmels eine Fahrt ma-
chen kann, wie sie ihren überschwänglichen Na-
turgewässern nach sehr wenig andere Seen der
Schweiz in höherem Maße darbieten, — so
ist doch, entwickelt sich ein plötzlicher, un-
vorhergesehener Nordwind, der „Bättliser“ ge-
nannt, die Lage der Reisenden eine sehr ge-
fährliche. Mit ungeheurer Wuth stürzt sich dann
der Dracn über die Felsengrathe an den schrof-
fen Wänden herab und die spiegelglatte Flä-

des den jherden
 Erdumflucht
 an den Merke
 im Hundert
 schicht oder die
 Klamm vorwärts
 ist hoch über
 umherzu
 mit bestimm
 von Ein
 er ein Lot bei an
 en sich beweg
 erreg als hoch
 ein Hand in B

 en Kanten der
 von gewaltig
 lüftert ein, li
 an seiner hoch
 schiffend. Jäh
 armen sich an
 de der 6000
 dunkeln Gew
 treifen gleich,
 rweit, fürst
 Gegenüber,
 der flamm
 berggipfel,
 schücker geg
 von mensc
 ebente, frem
 Hier den en
 und einige f
 darbietet. In
 gebört der B
 und wehe n
 chredmisen n
 etters heimg
 auch auf h
 ordlichen und
 der Klamm n
 eine große B
 e der Hofsch
 m und unter
 sich eine sehr
 schlinglichen
 retere Seen
 darbieten, -
 plölicher,
 „Bäcker“
 en eine sehr
 ch stürzt sich
 tthe an den
 Spiegelglan



LI. J. V. V. V.

ist dann nicht zu lang gezogenen, regelmäßig wiederkehrenden Wellen aufgeregt, sondern der See raset dann in wild durcheinander stürzenden, bald haushoch emporgepeitschten Schaumzacken, bald in über gähnende Untiefen zusammenbrechende Wassermassen. — Solch ein Moment war es in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1850. Bevor wir jedoch auf die Beschreibung jenes grausigen Vorfalles selbst eintreten, müssen wir noch einige verständigende Zeilen voraussenden.

Ehedem war das Postwesen in der Schweiz ein lediglich kantonales Unternehmen und darum sehr unvollkommen. Seitdem dasselbe jedoch durch die Centralisirung der ganzen Schweiz eine allgemeine eidgenössische Einrichtung wurde, petitionirte man unablässig, eine möglichst zersparende Verbindung zwischen der Lombardei und der westlichen Schweiz, namentlich zwischen Chur und Zürich, herzustellen. Zu diesem Zweck mußte man neben der bisher üblichen Tagespost, die in Chur frühmorgens 5 Uhr abging und in Zürich Abends 9 ein halb Uhr anlangte, den weiteren Personen- und Briefverkehr aber stets hemmte, auf die Errichtung einer Nachtpost bedacht sein. Eine solche Einrichtung gewährte für die mailänder Correspondenz eine Beschleunigung von 24 Stunden und verschaffte zugleich den industriell thätigen Kantonen Glarus und Zürich Gelegenheit, die Post über den Splügen zu benutzen. Zu jener Zeit, ehe diese Einrichtung ins Leben trat, wurde die italienische Post über den Gotthard so schlecht besorgt, daß selbst bei schönster Witterung öfters verspätete Ankunft der Posten stattfand, bei schlechtem aber dieselben oft einen, ja einige Mal sogar zwei Tage ausblieben, während die Expedition über den Splügen nach Chur äußerst pünktlich erfolgte. — Um auf nächstem Wege von Chur nach Zürich zu gelangen, mußte man den Wallenstädter See mit dem Dampfschiff seiner ganzen Länge nach überfahren. Diese Ueberfahrt fand allemal in den Mitternachtsstunden statt.

So war die Abfahrtsstunde auch in der Nacht des 16. auf den 17. Dezember 1850 herangekommen. Das Dampfschiff „Delphin“, ein kleines Fahrzeug, das früher zu gleichem Dienst auf dem Zürichersee benutzt worden war, hatte nun ausschließlich jene gefährliche Expedition allnächtlich zu vollbringen und lief bei stiller See, ohne irgendwelche Ahnung einer außerordentlichen Gefahr, um 12 einviertel Uhr von Wallenstadt ab. Glücklicherweise hatte es mehr

denn drei Viertel seines Weges zurückgelegt und war um gewohnte Zeit in der Parallele der hervorspringenden Felsenwand und Landzunge des „Bättlis“ angekommen, als es daselbst den ersten unregelmäßigen Gegen- oder Seitenwind erhielt, dennoch aber seinen Weg in gutem, wenn auch langsamem Gang und in gewöhnlicher Richtung bis unter den vom Gebirgsdorfe Almon kommenden Bach fortsetzte. Da plötzlich brach über dem am Berg herein ein Jöhn los, der in seiner zügellosen Wuth Alles vernichten zu wollen schien. Der Delphin wurde auf seiner rechten Seite so gewaltig angegriffen, daß die Maschine gestellt werden mußte; anfangs zurück, dann mitten in den See hineingetrieben, verlor er die Steuerung ganz, und dem Spiel der empörten Elemente preisgegeben, flog er wie eine Ruffschale wehlauf, wellab. Die Schiffsknechte und das Dienpersonal auf der hellerleuchteten Landungsbrücke zu Wesen vermochten nur kurze Zeit dem Schicksal des umhergeschleuderten Fahrzeuges zu folgen; bald entschwand es wieder ihren Augen und um der eignen Sicherheit willen mußten sie die Brücke verlassen, wenn sie nicht vom Sturm in den See geschleudert werden wollten. Aber ein Landmann von seinem, unter dem Schutze der Felsen stehenden Häuschen am Bättlis vermochte in der hellen Nacht den Verzweigungskampf des mit 13 Menschen besetzten und mit vielen Postgütern befrachteten Dampfers zu verfolgen. Da — mit einem Mal bildete ein jagender Wirbelwind eine Wasserhose; einem Meeresungeheuer gleich richtete sich gigantisch die entsetzliche Masse in die Höhe, stand einen Augenblick, und in ihrem Zusammenbrechen verschlang sie das Schiff, daß es spurlos versank. — Der See hatte sein Opfer

Unter den bei diesem Unglück umgekommenen Menschen befanden sich 6 beim Schiff Bedienstete, nämlich der Steuermann, der Maschinist, der Untersteuermann, zwei Matrosen und ein Heizer. Die Anzahl der Passagiere läßt sich nicht genau bestimmen, indem nebst anderen Schiffesgeräthschaften, Koffern u. s. w. auch das Expeditionsbuch, sonst aber kein weiterer Nachweis an den Strand geschwemmt wurde. Bekannt jedoch sind bereits die Namen von sieben weiteren Personen, unter ihnen der Postkonducteur, ein Knabe und eine Frau.

Den eifrigen Bemühungen und den täglichen Nachforschungen von 25 geschickten Leuten unter Leitung des Herrn Leemann von Staffa gelang es, am 8. April v. J. das Schiff wieder flott

zu machen. — Die Höhe der Felsenwand betrug bei Wallenstadt etwa 1000 Fuß, die Höhe der Felsenwand betrug bei Wallenstadt etwa 1000 Fuß, die Höhe der Felsenwand betrug bei Wallenstadt etwa 1000 Fuß.

Truce

In einer hatte man gehabt, und nach sorgen: Denn Sch Keller lag schidter, auf Acipiel mit B gerer W auf zu ver fenen und A von bestrich auf das Spun rtem Hais liehe Bild gen war an einer als für so recht triten. Sch vorfort um d da flugte e Aber mag d dem er nach spritz? frag Ein mit eine Nachst Der Han Frettergluch im Gottes S Se kam b nisse Wand Landemann Euth in die weret. F aber bereit

zu machen. — In der ersten Cajüte wurde die Leiche der Frau Beraguth und in der zweiten diejenige des Passagiers Eichholzer nebst einem großen Hunde gefunden; Maschinist und Heizer waren nicht im Maschinenraum, sie haben sich nebst dem übrigen Personal u. den übrigen Passagieren ohne Zweifel durch Schwimmen retten wollen, was aus dem Vorfinden abgezogener Mäntel, Ueberschuhe u. dgl. hervorgeht. Bemerkenswerth ist noch, daß am 8. Dez. 1771 an der nämlichen Stelle und unter fast gleichen Umständen ein Schiff mit neun Personen untergieng.

Treue Hand geht durchs ganze Land.

In einem Dorfe der fruchtbaren Wetterau hatte man im Herbst die Hände voll zu thun gehabt, um den reichen Erndtesegen unter Dach und Fach zu bringen. Man brauchte nicht zu sorgen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Denn Scheuer und Speicher waren voll. Im Keller lagen Obst und Kartoffeln hoch aufgeschichtet, und eine Reihe Fässer, voll süßen Aepfel und Birnweines, sagten denen, die nicht gern Wasser trinken, daß sie dennoch keinen Durst zu leiden brauchten. Auch lag für die Frauen und Mädchen der Flach, sauber und fein bearbeitet, in der Kiste und wartete nur auf das Spinnrad. Hier und da hatten bereits die Spinnstuben begonnen und namentlich in einem Hause des Dorfes bot sich das freundliche Bild gemüthlichen Winterlebens dar. Es war an einem recht rauhen Novemberabend, als sie so recht behaglich da saßen; denn draußen stritten Schnee und Regen vom Sturme gepeitscht um die Herrschaft. Es war schon spät, da klopfte es plötzlich stark wider den Laden. Wer mag das sein? sprach der Hausvater, indem er nach dem Fenster ging. Wer klopfst so spät? fragt er.

Ein müder reisender Handwerksbursch, der eine Nachtherberge sucht, war die Antwort.

Der Hausvater übte die fromme Sitte, keinen Herbergjuchenden abzuweisen. Er sagte: Tretet in Gottes Namen herein!

So kam denn bescheiden und grüßend der müde, nasse Wanderer herein und der Hausvater sagte: Landsmann, legt Euer Felleisen ab und macht Euch in die Dfencke, daß Ihr warm u. trocken werdet. Frau, sagte er zur Hausmutter, die aber bereits aufgestanden war, hol' dem Bur-

schen etwas unter die Zähne. Ich weiß aus meiner Jugend her, daß man in der Jugend alle zehn Minuten Appetit und alle fünfzehn einen Bärenhunger hat.

Als es der Handwerksbursche sich schmecken ließ, betrachteten ihn die Frauen und die Mädchen. Man sah's ihm an, daß er's lange so gut und behaglich nicht gehabt hatte, aber auch, daß er ein wohlgearteter, manierlicher Mensch war. Als nun nach dem Essen, das er hübsch mit stillem Gebete begonnen und geschlossen hatte, sich die Männer mit ihm in ein Gespräch einließen, da erkannten sie auch, daß er auf seiner Wanderschaft durchs deutsche Land offene Augen und einen offenen Kopf gehabt, denn er hatte ganz erschrecklich Vieles gesehen und erfahren. Bei ihm hieß es nicht mit dem alten Sprüchwort: „Es flog ein Gänlein über den Rhein und kam als Gigack wieder heim.“ Er erzählte mit Verstand und man hörte es wieder ganz deutlich, daß es Wahrheit war, was er sagte, denn er windbeutelte nicht, und mit dem weltbekannten Münchhausen hatte er keine Ader gemein. Zuletzt zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Spinnstube auf sich.

Er hatte längere Zeit in Prag, der Hauptstadt von Böhmen, gearbeitet, und wußte von dieser Stadt gar viel Merkwürdiges zu erzählen. Mitten in der Rede aber unterbrach ihn Einer, der sagte: Landsmann, im vorigen Frühjahr kamen böhmische Musikanten hier durch, die zur Frankfurter Ostermesse zogen, die wußten viel zu reden vom heiligen Nepomuk und vom Johanniöfeste. Kennt Ihr uns darüber nicht nähere Auskunft geben?

Ja wohl, antwortete der Geselle. Ich kam gerade am Vorabend des Johanniöfestes in Prag an, und Schaaren von Menschen aus allen Gegenden des Böhmerlandes zogen mit mir in die prächtige Hauptstadt ein. Ich war erstaunt über die schöne Stadt; denn eine herrlichere hab' ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen. Sie liegt wie in einem blühenden Garten, rings umgeben von schönen Landhäusern. Ihre neunzig Kirchen, einhundert sieben und zwanzig Thürme und sechzig Paläste geben Einem Etwas zu schauen, der übrigen, zahlreichen, schönen Gebäude gar nicht zu gedenken. Der kleinere Theil der Stadt, die „Kleinseite“ genannt, zieht sich einen Hügel hinauf, auf dem das Schloß mit der Domkirche steht. Wie ein silberner Gürtel schmiegt sich der Moldaufluß an die Stadt und grüne Inseln heben sich wie Edelsteine aus dem Wasserspiegel empor. Ueber

den Fluß führt eine uralte steinerne Brücke, welche die „Kleinseite“ mit der „Altstadt“ verbindet. Diese Brücke hat sechszehn Bogen und trägt auf ihrem Rücken acht und zwanzig Bildsäulen.

Die mittelfte derselben stellt den heiligen Johannes von Nepomuk dar, den ehemal. Erzbischof von Prag, der am 16. Mai 1383 auf Befehl des unholdigen Königs Wenzel von dieser Stelle herab in die Moldau gestürzt wurde, weil er das, was ihm die fromme Königin in der Beichte anvertraut hatte, nicht verrathen wollte.

Die Böhmen haben ihn zu ihrem Schutzpatron gemacht, und wandern jährlich zu Tausenden nach Prag, das Gedächtniß des heiligen Nepomuk zu feiern. Wer in den Häusern und Ställen kein Unterkommen finden kann, der sucht es auf der Straße unter freiem Himmel. Das ist namentlich denn für die zahllosen Bettler, Landstreicher und Krüppel gemünzt, die aber an solchen Tagen gute Geschäfte machen.

Wer am Johannisfest unter das Gedränge auf der Straße oder auf der Brücke sich mischen will, der mag nur die Säckel fein zu halten, denn es gibt da Leute genug, die nicht blöde sind, in fremde Säckel zu fahren und mitzunehmen, was sich nicht wehrt, und der Leute gibt's überall zu solchen Festzeiten viel; in Prag aber mehr, als gut ist. Weit kommen freilich die Schelmen mit dem gestohlenen Gute nicht, weil es nicht gedeiht. Sie kommen etwa bis in eine heimliche Winkelnneipe, wo sie es ver trinken oder verspielen und sind dann so arm, wie zuvor; oft aber kommen sie nicht weiter, als vor's Wienerthor, rechts, eine Anhöhe hinauf, wo — der Galgen steht. Dort hab' ich mit meinen Augen Manchen hängen sehen, unter Andern auch ein Dienstmädchen mit Kreuzbändern an den Schuhen, weshalb seitdem kein ehrlich Mädchen oder Frau in Prag mehr Kreuzbänder an den Schuhen tragen mag.

Doch will ich nicht bloß von Spitzbuben erzählen, sondern ein Exempel bringen, daß es noch ehrliche Menschen in der Welt gibt und Gottlob, noch Viele.

In der Stadt Prag wohnte der berühmte und menschenfreundliche Doctor K....., ein alter Junggeselle, in einem großen schönen Hause.

Am Morgen des Johannisfestes, als er eben an seinem Schreibpult sitzt, wird er eiligst zu einem Bekannten gerufen, dessen Sohnlein ein Bein gebrochen hatte. Auf der Stelle nimmt der Doctor Stock und Hut und eilt davon. Er

vergift aber in der Eile seinen Pult und seine Stubenthüre zu verschließen. Das Haus ist unbewacht und Alles darin steht offen! — Da kommt ein Mensch mit einem breitkrämpigen Hut, in schwarzen, ruffigen Hemdsärmeln, über denen ein braunes Wamms herabhing, dessen Ermel unten zugebunden waren, damit man Allerlei, wie in einen Sack, hineinstecken konnte. Denkt Euch nun noch enge schmutzige Hosen und derbe Schnürstiefel dazu, und Ihr habt ein Bild von dem seltsamen Gesellen. Hier zu Land würden die Leute auf der Gasse zusammenlaufen, wenn so Einer sich sehen ließe; in Prag aber kennt man diese Art von Leuten schon. Es sind die Drahtflechter aus dem südl. lichen Oesterreich, aus dem Lande Siebenbürgen, die umherziehen und für die sparsamen Hausfrauen die irdenen Kochtöpfe mit Draht umflechten, daß sie nicht so leicht verbrennen. Sie halten sich viel in Prag auf, nehmen mit dem schlechtesten Nachtquartier vorlieb und bekommen ihre Dienste bald gut, bald schlecht bezahlt, sind aber mit Allem zufrieden. Jährlich einmal kehren sie in ihre Heimat zurück und bringen das, was sie erübrigt haben, den Ihrigen. Aber wehe dem, von dem die Andern berichten, daß er sich im Ausland schlecht betragen oder gestohlen habe!

Wer den guten, ehrlichen Namen der Siebenbürgischen Drahtflechter in der Fremde besetzt hat, der darf nie wieder auf Reisen gehen, sondern hat das Nachsehen, wenn die Andern fröhlich hinauszuziehen in die weite Welt.

Ein solcher Drahtbinder kommt am Johannisstage zu Prag in das Haus des Doctor K....., wo er früher schon manches Gröschel zum Geschenk erhalten hatte. Den Hut in der Hand, naht er sich bescheiden dem Zimmer. Die Thür steht offen, aber Niemand ist drinn. Er thut einen Schritt hinein, um zu sehen, ob der Hausherr etwa auf dem Ruhebett sitzt, aber auch da ist Niemand zu sehen. Da fällt sein Blick auf das offene Schreibpult, aus welchem ein paar Rollen Geld ihm entgegenstehen.

Da mag dem armen Kerl denn doch die Versuchung nahe getreten sein. Mit so einer einzigen Rolle Geld könntest du ein glücklicher Mensch werden; brauchtest nicht mehr ein so armseliges Leben zu führen! Alles ringsum ist still, Niemand zu sehen, noch zu hören. Was hindert dich zuzugreifen? — Doch — Nein, sagt eine Stimme in seinem Herzen, du sollst nicht stehlen! Du sollst lieber arm und ehrlich bleiben, als reich und schlecht werden. Aber will

heute viele Landstreicher durch die Straßen ziehen, viele Gauner und Strolche umher-schweifen und maulen; weil ein Anderer, der da hereinguckte, nicht so bedenklich im Zugreifen ist, wie du, so sollst du jetzt hier Wache halten, bis der Herr wiederkommt! So denkt er und damit drückt er den Hut auf sein schwarzes Haar und setzt sich auf die Schwelle der Thür nieder. —

Mehrere Stunden waren so vergangen, da kommt endlich der Doctor K. von seinem Kranken zurück. Schon von ferne sieht er die offene Thüre und beim Gedanken an den heutigen Tag, wo Tausend Diebereien vorzukommen pflegen, erschrickt er tüchtig über seine Vergesslichkeit und ist vollkommen überzeugt, daß er Alles ausgeleert finden werde; aber wer beschriebt sein Erstanuen, als er den Drahtbinder mit seinem schwarzen Gesicht, den Hut tief in die Augen gedrückt und das Kinn auf die Hand gestützt, dasitzen sieht, so trotzig, als wollte er es mit Jedem aufnehmen, der es wagen würde, da herein zu wollen.

Als der Drahtbinder den ihm bekannten Hausherrn kommen sieht, steht er auf, zieht ehrerbietig den Hut ab, und stammelt in gebrochenem Böhmisch einige Worte, die ihn entschuldigen sollen, daß er hier geseffen. Doch der Doctor fällt ihm in die Rede und fragt: Was führt dich auf die Schwelle meiner Thüre? — Das Almosen, gnädiger Herr, das Sie mir geben, so oft ich nach Prag komme!

Aber du hast mich ja nicht zu Hause gefunden, sagte der Doctor.

Darum hab' ich warten wollen, bis Sie kämen, erwiedert der Drahtbinder.

Aber du fandest ja Alles offen, hättest dir ja nehmen können, versetzt der Doctor.

Bewahre, gnädiger Herr, entgegnete der Drahtflechter, das wäre gestohlen. Der Drahtbinder ist arm, aber ehrlich.

Bist du schon lange hier? Fragte weiter der Doctor.

Wohl zwei Stunden! ist die Antwort.

Da hast du lange auf dein Almosen warten müssen! ruft der Doctor aus.

Hab' gern gewartet, sagt der Drahtbinder, denn ich hab' der Weile Wache gehalten, als sie weg waren. Es hätten Diebe kommen können!

Du ehrliche Seele, sprach gerührt der Doctor, das soll dir nicht unvergotten blei-

ben! Er tritt in das Zimmer und nimmt eine der Geldrollen vom Pult und gibt sie dem ehrlichen Menschen. Da nimm, sagt er, deinen wohlverdienten Lohn! Der ehrliche Drahtbinder will Anfangs gar nicht zugreifen, weil er nur sein Almosen erwartet; als indessen der dankbare Doctor in ihn drang, nimmt er's endlich und geht mit tausend Segenswünschen und heißem Danke gegen Gott von dannen.

Seht, das hab' ich in Prag erlebt, sagte der Handwerksbursche.

Das heiß ich ehrlich! sprach der Hausvater und sein Nachbarmann fügte hinzu: Das heißt recht: Treue Hand geht durchs ganze Land! Der ehrliche Drahtbinder hat wieder kommen dürfen in die Stadt Prag; aber die Spizbuben sind an den Galgen gekommen! Das sollte Jeder bedenken!

Leiden und Freuden eines Sonntagjägers.



Bürger: „Ich schoß den Adler aus hohen Lüften!“
(War im Freischütz.)

Bauer: Herr, das Wetter soll ihm auf den Hals kommen! die Gans ist aus meinem Stall und kostet 1 fl. 12 kr.

I n s c h r i f t.

Am Eingange zu einem politischen Verein, wo es etwas gewalttham zuging, fand sich folgende Inschrift: „Hier wird nicht bismirt, hier wird bloß rausgeschmissen.“

Der Gang auf die Jagd.

Einer, der das siebente Gebot immer wieder vergaß und deshalb schon sechs starke Kuren in

einer unfreiwilligen Bewahranstalt durchgemacht hatte, trat unter dem vorsorglichen Schutze eines Polizeifolddaten bereits zum siebenten Male die Reise dahin an. Sorglos wanderte er giv



ten Muthes seinem Ziele entgegen, der Polizeidiener mit dem Gewehr unter dem Arm hinterdrein. Da begegnet ihm auf einmal ein früherer Schulfreund, der Kleidermacher Meyer und Freude strahlt aus des Wanderers Blicken. — „Wohin denn, Bruder?“ fragt verwundert

der Schneider. — „Bruderherz,“ antwortet hochmüthig der Candidat der Bewahranstalt, „schau, ich thu da nur a bißel uf de Jagd gehn, und laß mir mein Gewehr von dem da nachtragen.“

Probates Mittel für's Zahnweh.

Ein Bauer kam in eine Apotheke mit ganz wehleidigem Gesichte und sagte zum Provisor der Apotheke: „geben's mir was für Zahnschmerzen, was schnell hilft.“ — Der Provisor holt ein Glas herunter, öffnete solches und sprach zu ihm: „So! guter Freund, riechen Sie recht stark hinein;“ der Bauer that wie ihm geheißen, allein der starke Geruch streckte ihn augenblicklich zu Boden; als er wieder nach einigen Minuten zu sich kam, fragte ihn der Apotheker: „Nun guter Freund! jetzt wird Ihr Zahnschmerz vorüber sein?“ Ganz roth vor Zorn

schrie der Bauer: „Himmelsakera! mein Zahnschmerz? I ha ja kan Zahnschmerz g'habt! Für mei Frau hab i was holen sollen, das den Schmerzen stillt.“

Auflösung der Räthsel.

1. Das Schießpulver. 2. Kristall. 3. Wenn man niest, da schreien sie: Gotthelf! selbst wenn man Kaspar hieße. 4. Fischbein. 5. Die Augenlieder. 6. Das Windspiel. 7. Sie wollen locken (Locken.) 8. Die Heirath. 9. Der Paletot.

Ebener Erde ist gut wohnen.

Die meisten Eltern haben bei der Erziehung ihrer Kinder im Sinn, daß dieselben viel besser gerathen müßten als sie selbst früher ihren eigenen Eltern gerathen sind. Die Fehler der Alten sollen bei den Jungen vermieden werden. Das ist vernünftig und ehrenwerth, nur mögen sie sich hüten, daß die Kinder nicht in die entgegengeetzten Fehler verfallen. Oft aber meinen die Eltern, sie müßten ihre Kinder nicht allein zu tüchtigeren Menschen, sondern auch zu einem sogenannten höheren Stande heranzubilden. Da soll der Sohn des Bauern ein Pfarrer, der des Handwerkers ein Handelsherr, der des reichen Mannes ein hoher Staatsbeamter oder gar ein Genie werden. Das ist nun gar thöricht und verkehrt; und die armen Kinder dauern einen im innersten Herzen, wenn sie also für das ganze Leben verpflücht werden. Ja, wo wirkliche Anlagen vorhanden sind, da mag einem solchen Wunsche nachgegeben werden, im Allgemeinen jedoch sollten die Leute nie vergessen, daß ein tüchtiger regsamer Bauer zehnmal besser als ein einfacher Gelehrter und ein ehrsameres geschickter Handwerksmann dem Staate zehnmal nützlicher als ein beschränkter Kaufmann ist. Aber so sind die Menschen, die Eitelkeit giebt es ihnen ein und mit der Liebe wird's entschuldigt. — Der Bauer Veit, ein schlichter verständiger Mann, hatte das wohl erkannt, als er seinem reichen Nachbar eine derbe Antwort gab. Der Nachbar hatte nämlich einen Sohn, der sollte nun platterdings, obgleich es in seinem Oberstübchen ziemlich leer und armselig ansah, ein hochgelahrter Herr, wohl gar ein Consistorialrath in der Residenz werden. — Deshalb war er auch schon auf die Universität gezogen. Da erzählte eines Morgens der Nachbar dem Veit, als sie über die Gartenhecke zusammen plauderten: „Nun, Nachbar, mein Hans hat jetzt schon auf zwei Universitäten gestudirt.“ — „So? erwiederte Veit: „Nun, dem Jungen wird's gehen, wie drüben beim Wirth dem Kalbe, das an zwei Kühen saugte.“ — Wie ist es denn dem gegangen?“ fragte der Nachbar. — „Ei, sagte Veit, „es ist ein recht großes Kalb daraus geworden.“ Das war ein Hieb, der saß. Veit hätte auch sagen können: Aus dem Kraut wird kein Baum und wenn du noch so viel Mist zufährst. Ferner: Gleicher Erde ist auch gut wohnen. Was er aber wirklich sagte, gefällte mir doch am besten.

Probates Hausmittel.

Eine Frau hatte einst ihrem Arzt geklagt: es sei ein rechtes Unglück in ihrer Ehe, daß ihr Mann, mit dem sie sonst ganz glücklich leben würde, oft durch ein ganz unschuldiges Wort zum heftigsten Zorn gereizt werde, besonders wenn er getrunken habe. „Dem wollen wir bald abhelfen,“ sagte der Arzt, „ich habe ein vortreffliches Wasser dagegen, das sympathetisch wirkt. Sollte Ihr Mann wieder einmal heftig werden, so brauchen Sie nur eine Tasse voll davon in den Mund zu nehmen und etwa sechs Minuten darin zu behalten; je wärmer nun das Wasser in dem Mund wird, desto fühlbarer wird der Zorn ihres Mannes werden und endlich ganz schadlos vorübergehen.“ Die gute Frau nahm die Arznei mit großem Danke und bei nächster Gelegenheit that sie, wie ihr der Doktor gesagt hatte. Das Mittel war ganz probat und wirkte gleich beim ersten Male. Und doch war's nur gewöhnliches Brunnenwasser! Wie kann Wasser solche große Dinge thun.

Kürzlich verheirathet.

Kürzlich verheirathete sich eine in Diensten eines Mannheimer Bankiers gestandene Dienstmagd, welche ihrer langen und untadelhaften Dienstzeit halber bei der letzten Preisvertheilung an würdige Diensthöten ebenfalls bedacht worden war. Die Frau des Bankiers sah sich dieserhalb zur Wahl eines andern Diensthöten genöthigt und hielt dem neu eingetretenen Mädchen bei der Aufnahme nachstehende Ermahnungsrede: „Sei hübsch ordentlich und fang mer kein Laferei an, denn den leid ich nit; wann de hübsch ordentlich bist, do hoscht alle verzehn Tag dein Ausgang, un kauscht jahrelang bei mer bleibe, und am End ach wie die Anner ein „Preis“ frische.“ — „Ich hab schon ähn, Madam, entgegnete die Küchennovize, er werd näststens Korperal.“

Der Liebhaber und der Dieb.

Ein angesehenes Kaufmann in Hamburg mußte einst wegen Unpäßlichkeit vor der bestimmten Zeit von einem Balle nach Hause zurückkehren. Seine frühe Ankunft setzte die Köchin, die einen Galan bei sich hatte, in die größte Verlegenheit. Da kein anderer Ausweg möglich war, so schloß sie ihn in das Comptoir ein, wo er

sich so gut verbarg, daß der Herr, der noch daselbst hineinging, ihn nicht entdeckte. Morgens forbert nun das listige Mädchen den Comptoirschlüssel, unter dem Vorwande, sie wolle reinigen. Alles ging nach Wunsch und das Liebesverständnis wäre nicht zur Sprache gekommen, hätte nicht der Liebhaber im Comptoir ein sonderbares Abenteuer gehabt. Witten in der Nacht hört er Fenster und Laden erbrechen und Jemanden hereinsteigen; mit offenen Armen empfängt er die Kommende, denn er glaubte fest, sein Mädchen erscheine, um ihn zu befreien, sieht sich aber fürchterlich getäuscht, da er eine männliche Person umarmt. Beide packen sich an, beide ziehen ihre Messer; und da es beiden darauf ankam, nicht gehört zu werden, so entstand im Finstern ein fürchterlich stiller Kampf, in welchem der Liebhaber dem Unbekannten einen Finger abschnitt, worauf dieser die Flucht ergriff und den Finger zurückließ.

Als das Mädchen diese Begebenheit erfuhr, so entschloß sie sich, ihrem Herrn, mit dem Geständnisse ihrer Schwachheit, alles zu erzählen. Der Kaufmann, froh, daß er Geld und Banknoten durch diesen Vorfall gerettet sieht, verzeiht ihr und geht ins Comptoir. Gegen seine Gewohnheit bleibt der älteste Comptoirbediente aus: man schickt nach ihm und er läßt sagen, er habe sich mit einem Beile an der Hand verwundet; der Bote setzt hinzu, er habe sich einen Finger abgehauen. Sogleich läßt ihm der Kaufmann mit Bezeugung seines Bedauerns wissen, es habe sich ein überflüssiger Finger in seinem Hause gefunden, von dem er hoffe, daß er an seine Hand passen werde. Doch brauchte er die Vorsicht, diese Nachricht unter gehöriger Bedeckung zu schicken, damit ihm der Finger in gehöriger Form Rechtsens angepaßt würde.

So lohnte Peter der Große.

Es sind ungefähr 150 Jahre her, seit ein gewisser Peter, der seines Handwerks ein Zimmermann und seinem Stande nach Czar von Rußland war, von der Gliederkrankheit befallen sich in dem kleinen Marktflecken Spaa aufhielt. Hier ließ sich der autokratische Handwerksmann einen Trunk frischen Wassers wohl schmecken. Acht Tage darauf berief er den Bürgermeister und die Schöffen zu sich und richtete an sie etwa folgende Anrede: „Meine Herren! Ich bin Ihnen ganz besonders gewogen um eines Trunkes willen, den ich nüchtern in Ihrem schönen

Land geihan habe. Ich schulde Ihnen hiefür viel.“ Bei diesen Worten steckte der Czar die Finger in seine Seitentasche; der Bürgermeister und die Schöffen verneigten sich und streckten hoffend die Hände aus. „Ich schulde Ihnen in der That viel,“ fuhr der Czar fort, ohne sich um die geöffneten Hände der Gerichtspersonen zu kümmern; „und ich werde Ihnen ein dauerndes Denkmal meiner Dankbarkeit hinterlassen. Noch vor Ablauf von achtundvierzig Stunden sollen Sie es empfangen haben.“ Man kann sich denken, welchen chimärischen Träumen jetzt Bürgermeister und Schöffen nachgingen. Endlich meldete man ihnen, daß der hohe Genesene den Befehl gegeben habe, in der Umgegend den möglichst härtesten Stein aufzusuchen, und den folgenden Tag brachten auch vier kräftige Moscoviten eine steinerne Platte auf der man die Inschrift las:

Hier habe ich getrunken und bin geheilt worden.

Peter, Czar aller Rußen.

„Stellt dieses Denkmal auf Eure Wasserkunst, oder, wenn Ihr lieber wollt, stellt Eure Quelle unter diesen Schild, sagte der Fürst gütig; und Ihr werdet mir bald Wunderdinge davon erzählen können.“ — Zwanzig Jahre später kannte ganz Europa das Wasser von Spaa, und der Betrieb desselben ging so glänzend, daß man bald genöthigt war, fünf neue Quellen aufzusuchen.

Vorsorge.

Ein Reisender erzählt: Ich kehrte einmal in einer Provinzialstadt am Rheine in einem Wirthshaus ein. Als ich gegen Abend in den Gasthof zurück kam, ging ich, um die Langeweile zu ver scheuchen, in die Gaststube. Hier war noch Niemand als der Wirth; ich fand aber zu meiner Verwunderung mehrere Tische zum Spiel angeordnet; auf einigen lagen Spielkarten, auf andern standen Becher mit Würfeln. Auf jedem Stuhle aber an diesen Tischen lag ein dicker Knüppel. Ich fragte den Wirth, was es mit diesen für eine Bewandniß habe. „Mein Herr,“ versetzte er, „meine Gäste spielen gewöhnlich hier des Abends, es geht aber selten ohne Prügel ab; da haben sie mir die Beine aus den Stühlen gerissen; nun lege ich gleich jedem einen Stock hin, um meine Stühle ganz zu behalten.“